

André Vladimir Heiz

Der falsche Ton

*„Für alles ist eine Zeit,
eine Frist für alles Anliegen unter dem Himmel,
eine Frist fürs Geborenwerden und eine Frist für das Sterben,
eine Frist fürs Pflanzen und eine Frist fürs Entwurzeln des Gepflanzten,
eine Frist fürs Erschlagen und eine Frist fürs Heilen,
eine Frist fürs Niederbrechen und eine Frist fürs Erbauen,
eine Frist fürs Weinen und eine Frist fürs Lachen,
eine Frist fürs Klagen und eine Frist fürs Tanzen,
eine Frist fürs Steinwerfen und eine Frist fürs Steinestapeln,
eine Frist fürs Umschlingen und eine Frist, sich vom Umschlingen fernzuhalten,
eine Frist fürs Suchen und eine Frist fürs Verschleudern,
eine Frist fürs Aufreißen und eine Frist fürs Vernähen,
eine Frist fürs Schweigen und eine Frist fürs Reden,
eine Frist fürs Lieben und eine Frist fürs Hassen,
eine Frist des Kriegs und eine Frist des Friedens.
Was ist da der Vorteil dessen, der tut, bei dem, womit er sich abmüht?“
Versammler (Die fünf Rollen)*

*„La vie est faite de morceaux qui ne se joignent pas.“
François Truffaut, Les deux anglaises et le continent.*

Solo

Wo bin ich?

Die Sonne kommt, Frank wird aus dem Halbschlaf gerissen. Vor kurzem noch am Schatten steht sein Liegestuhl nun in zufälligem Licht. Ach, er hätte doch damit rechnen müssen. Meistens stellt er seinen Liegestuhl gegen die Zypressenwand, bevor er sich seiner gewohnten Siesta hingibt. Heute aber – die Wolken hängen tief, der Wind weht aus dem Massif de Maures herüber – war eine solche Aufhellung beim besten Willen nicht vorauszusehen. Während dieser Jahreszeit hat die Sonne einen zwiespältigen Stand.

Frank war einfach zu träge. Nach dem kategorischen Aperitif und einem üppigen Mahl sank er weinselig in seinen Liegestuhl. Es übernimmt ihn ist seit Wochen täglich. Wenn nur die quälende Aufsässigkeit der Erinnerung nicht wäre: Frank wird von der Vergangenheit heimgesucht. Mit beiden Füßen auf dem Boden war ihm das Vergessen immer leicht gefallen, ja, sogar Vergeben war Prinzip, was bei diesem Bild von Mann die gewohnten Verdrängungen einschließt.

Ausflüchte scheinen ihm seit einiger Zeit nicht mehr zu gelingen. Erinnerungen lauern auf und fallen über ihn her. Nur Wein und Schlaf lassen ihn nach dem Essen etwas Ruhe finden. Wenn er jedoch aus der Obhut seiner Siesta wieder zu sich kommt, sind die Bilder zum Greifen nah. *Anna*, sagt er halblaut zu sich selber. Aber das ist nur der Anfang, ein möglicher Anfang unter vielen anderen, wenn die Erinnerung Buch führt. *Anna*? Es hätte auch *Eva* sein können.

Ich hab ein Rendezvous mit dem Wind...

Drei Jahre an der Seite seiner *Maman* liegen hinter ihm. Die Erinnerung ist anhänglich, die Anhänglichkeit hält die Erinnerung wach: ein Teufelskreis. Die Rolle als Pfleger hätte er sich niemals selbst ausgesucht, obschon sie ihm mit der Zeit wie auf den Leib geschrieben schien. Seine geliebte *Maman* hätte er weiß Gott nie im Stich gelassen. Ein anderer Lebensentwurf war ihm versagt geblieben. Er hatte alles aufgegeben, um nichts anderes mehr zu beginnen.

So ist es, nichts zu machen. Vielleicht hätte Freund *Igor* für diesen einfachen und ehrlichen Befund Verständnis gehabt, er kennt sich in Sackgassen aus.

Erzählen – das tut Frank seiner kranken *Maman* zuliebe. Es lenkt sie von den Schmerzen ab. „Bitte“, sie braucht es nicht einmal zu sagen, es ist ihren Zügen anzusehen. In ihren Augen flackert unvermittelt Lebendigkeit auf, wenn sie die vertrauten Namen vernimmt: *Mona* und *Tim*, *Elena* und *Clemens*, *Ruth* und *Valentin*, *Vanessa* und *Cesare*, *Igor*, *Roman* und wie sie alle heißen. *Anna* aber hat sie ins Herz geschlossen. Sie ist der rote Faden im atemlosen Fluss der Aufzählungen.

Lesen wäre *Maman* zu anstrengend. Vorgelesen wird hin und wieder ein Nachruf aus der Zeitung, sonst aber dreht sich alles um die Geschichten von Frank, die angeblich sein Leben schrieb. Für *Maman* ist die Ununterbrochenheit die reine Wahrheit, daran hält sie sich.

Trost findet sie in den steten Verwicklungen, im täglichen Auf und Ab der tragischen oder komischen Momente, die – wie bei kleinen Kindern – am liebsten noch einmal jene vom Vortag sind. Fragen zu stellen und zu unterbrechen, das vermag sie im engelhaften Zustand ihrer Schwäche nicht mehr. Im augenblicklichen Aufflackern ihrer Züge ist nachzulesen, wenn Frank abweicht oder gar verkürzt. Zuweilen kann das Erzählen auch Frank selbst beflügeln. Er ist ganz begeistert, wenn ihm eine Szene einfällt, die bislang durch das Netz der Wiederholungen fiel. Ein Lächeln streift sein Gesicht, denn in diesem Augenblick hat ihn das wahre Leben tatsächlich auf seiner Seite.

Maman scheint das Maß der Zeit verloren zu haben. Unterbrochen wird der Lauf des Erzählens nur, wenn sie einnickt. Sie meint dann, von ihren Träumen auf die richtige Fährte gelockt, an der Bar zu stehen, miterleben zu können, wofür sie ihn früher insgeheim bewunderte, Frank, ihren einzigen Sohn, der in der ganzen Welt herumgekommen ist. Keine Frage, er hat etwas erlebt.

Sie steht an der Bar, *Tiptopp*, ihre Träume entführen sie. Sie befindet sich unter den jungen Frauen, die Frank begehrt. Sie muss nicht einmal vorgestellt werden, sie wird sofort erkannt. Sie taucht auf und ist im Kreise der Gäste an der Bar bereits aufgenommen. Sie ist eine zufällig weitere, aber jederzeit willkommene Gegenwart in Person. *Roman*, wie immer zuvorkommend, bietet ihr seinen Hocker an. Sie sieht sich im Spiegel und darin auch *Igor*. Sie ist im Bild. Er sitzt im hinteren Teil der Bar wie immer; er würde ausnahmsweise aufstehen, um sie zu begrüßen, *comme il faut*.

Sie wäre liebend gern Großmutter gewesen. Sie wünschte sich einen Springinsfeld, der durchs Feuer geht, einen unbestechlichen Querkopf, der sich auf seinem Weg zum Höhepunkt von niemandem aus der Fassung bringen lässt. Einen kleinen Napoleon, so einer musste ihr vorgeschwebt haben, aber Frank hatte eben nur Geschichten im Sinn und keine Frau fürs Leben gefunden. Nachdem die Ranken um seine legendäre Bar in der

Talkshow „Herz hat unsere Welt“ wirklichkeitsgetreu inszeniert worden waren, hatte er einen Schlusstrich gezogen und seine *Maman* im Süden besucht. Er dachte, nur ein paar Wochen zu bleiben, um auf andere Gedanken zu kommen. Und jetzt? Ein Hirnschlag aus heiterem Himmel hatte die Sinnfrage erübrigt: *Non, Maman!* „Wie grausam das Schicksal sein kann.“ Die Dorfbewohner schoben den Satz vor, weil es in diesem Fall keinen besseren gab. Das Leben hat keine innere Logik, man kann sagen, was man will. Frank blieb, ließ sich eine Weile noch von der Hoffnung tragen, es würde bald besser gehen und er wieder auf und davon. Verschlechterte sich ihr Zustand auch nicht, er blieb wie er war, konstant – und Frank am Lager seiner *Maman*: drei Jahre lang, *Mon Dieu*, eine Ewigkeit.

Mama, einst wird das Schicksal uns wieder vereinen...

Die Wiederholung leistet alles, sie nimmt das Buch in die Hand. Frank ist unfähig, sich selbst zu erklären, wie er beim Aufzählen vorgeht. Er verlässt sich auf seine Eingebung, die ihm einen Einfall zuspießt, wenn er sich ans Bett setzt, die Hand seiner geliebten *Maman* hält und irgendwo anknüpft. Jede Anstrengung oder Überlegung würde den Fluss der Rede behindern. Seine Ausführungen haben keinen Anfang und kein Ende, sie kreisen um einen Namen. Solange dieser etwas abwirft, kann es länger werden. Die Dauer des Interesses hängt von einer inneren Spannung ab, die sich im Gesicht seiner *Maman* spiegelt.

Spürbar warm ist ihm ums Herz, wenn er sich über einem Namen und dem damit einhergehenden Lebensabschnitt aufhält. Die Ausstrahlung überträgt sich augenblicklich auf seine *Maman*. Ebbt die Intensität der Zuwendung aus, wird die Seite gewechselt. Ein anderer Name gibt den Anstoß, eine weitere Konstellation nimmt Formen an. Die Züge eines Gesichtes beleben sich, wie gehabt.

Gerüstlos und anfällig wird das Ganze vom Reden als solches getragen, einem eigensinnigen Rhythmus, der den Episoden den Platz anweist. Weitergehen, das muss es einfach, anders kann es nicht sein. Wie, das ist schließlich weniger entscheiden, *Maman* hört ja zu.

Trotzdem können sich empfindliche Lücken breit machen. Langeweile lässt die Spannung sinken, die heimtückische Frage nach dem Sinn taucht plötzlich auf. Dann scheint es, die Zuverlässigkeit der ununterbrochenen Rede schere aus, weil sich die Frage an Frank selbst richtet. Ein Sinn, fehlte noch! Nicht immer gelingt es, die Frage durch eine nachlässige Bewegung der Hand zu vertagen. Sie greift Frank an, der eben noch selbstvergessen erzählt, wie seine Bar, *Tiptopp*, renoviert wird. Wie *Tim* die Kabel seiner Apparate für den bevorstehenden Karaoke-Abend vernetzt. Wie

Vanessa sich, von ihrem Großvater *Cesare* behütet, auf ihren unvergesslichen Auftritt vorbereitet. Das war einmal.

Frank verlässt sich bei Fragen nach dem Sinn auf weiterführende Maßnahmen, erzählerische Tricks und Ticks, die ihm helfen, dem Angriff Herr zu werden. Als tauglich erweist sich der Reigen der Weltanschaulichkeiten meistens. Frank schöpft aus dem Vollen der geläufigen Tiefsinnigkeiten, kommt über unzulänglichen Verallgemeinerungen aber zu keinem Schluss. In der Regel setzt das Geschehen etwas später wieder ein, es nimmt seinen gewohnten Verlauf, und sei es, indem ihm *Igor* wie aus einem Souffleurkasten ein Stichwort zuflüstert. Es kann jedoch auch vorkommen, dass es in der Tat nicht weitergeht. Alles scheint ineinander zusammenzubrechen, es fehlt plötzlich an Atem, und die Wörter finden kein inneres oder äußeres Entsprechen mehr. Der Sinn hat es in sich wie eine *femme fatale*; Frank verliert den Kopf.

Für drohende Ausweglosigkeiten und Sinnkrisen hat Frank eine nahe liegende Lösung. Er legt Platten seiner geliebten Sängerinnen auf: Mistinguett, Barbara, Cora Vocaire, Jeanne Moreau, Juliette Gréco, Brigitte Bardot. Frank ist übermannt, *Ah, ces femmes*, er summt oder singt gar mit. Wie viel Schmerz sich hinter dieser elenden Frage nach dem Sinn aufstaut, kennen nur sie, die herzerreißenden Damen mit ihren unverwechselbaren Stimmen, mit ihrer Hingabe, ihrer Empfänglichkeit für bittere Enttäuschungen und in ihrer grenzenlosen Bereitschaft zu leiden, gerade weil sie zu wissen meinen wofür. Melancholie ist der Seufzer der Ewigkeit. Aber ein Sinn, und erst recht ein tieferer, lässt sich dadurch auch nicht finden. Ein Lied ist zu Ende, es knistert, die Nadel des Tonarms schwächelt, ein nächstes beginnt.

Plötzlich ein schwarzer Adler!...

Als Barkeeper prahlt er oft damit, seine Memoiren schreiben zu wollen, ein Buch, in dem alles offengelegt wird, was es zu sagen gibt. Die Frauen fühlen sich geschmeichelt, ja, ihm dem Jäger und stimmungsvollen Sänger, dem leibhaftigen Verführer trauen sie es allemal zu, nicht zuletzt in der Hoffnung, in einer bedeutenden Passage namentlich erwähnt zu werden als eine der treuen Anhängerinnen an der Bar. Nur *Anna* glaubt Frank kein Wort, sie lächelt und meint: Worauf wartest du? An dieser Stelle würde sich ohne Zweifel *Igor* zu Wort melden. Ein Donnerwetter setzt es ab: Bücher, wozu Bücher? Und erst ein Buch über eine Bar? Die Welt findet in Gottes Namen anderswo statt und schon gar nicht zwischen den Zeilen. *Roman* würde an dieser Stelle beschwichtigend eingreifen, um nicht aus seiner Rolle zu fallen.

Frank versucht ununterbrochen jemanden darzustellen, seinem inneren Bilde gleich, dem er jedoch nie auf die Spur kommt. Die Erinnerungen beharren auf diesen langjährigen Angestrengtheiten, jemand sein zu wollen. Und sie erweisen sich, gerade durch das wiederholte Mahnmal des Rückrufs, als furchtbar mühselig, weil sie sich nicht weglegen lassen wie ein Buch, auf das wir nach Belieben zwar zurückkommen mögen, aber das für eine Weile auch geschlossen bleiben darf, zumindest über Nacht.

Als einer der beliebtesten Barkeeper auf der *Mary Queen*, auf der *France*, später an den exklusiven Adressen in aufstrebenden Quartieren einiger Großstädte hatte es ihn in die Provinz verschlagen. *Tiptopp*, für diese Bar hatten sich die Verhandlungen in einem Handschlag erledigt. Die Besitzerin war sichtlich erlöst. Er hatte diesen Wechsel nie als Abstieg verstanden, sondern als allmählichen Abschied, den er ein für allemal zu vollziehen nicht imstande war. Eine ruhige Kugel war noch zu schieben und vom Gebrannten loszukommen. *Karaoke*, das aber hatte ihn besonders gereizt. Am *Tiptopp*.

Seit seine geliebte *Maman* gestorben ist, hat er im Leben keinen Halt mehr. Damit hat er nicht gerechnet. Er ist widerstandslos geworden, etwas dünnhäutig, eine Art Membran oder Sphäre, die von Reminiszenzen erschüttert wird. Es ist wie mit der Muschel aus dem Meer, die ihm seine *Maman* ein erstes Mal ans Ohr legt. Aus dem Rauschen dringen die Stimmen herüber, der Lockruf der Geschichten, das Strandgut der Wiederholungen. Frank hat das Nachsehen.

Es gibt nun niemandem mehr etwas zu erzählen. Im Resonanzraum der inneren Muschel scheint sich das Verhältnis umzudrehen, als wollte ihm ein Engel oder ein Dämon die bekannten Anekdoten aufs Neue erzählen. Nicht so sehr der Reihe nach, sondern als aufgebrochene Schichten und Sichten wie in einem Traum, wo die Durchlässigkeit alles miteinander in Verbindung bringt. Er selbst treibt in einem Tümpel aus reiner Beliebigkeit und eigentümlicher Schlüssigkeit, der mit der weltlichen Logik oder mit der Vernunft nicht beizukommen ist. Nur Götter und Musen kennen das Geheimnis.

Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer...

Manchmal kitzelt ihn die Vorstellung, ein Buch zu schreiben. Wahrscheinlich glaubt er, dadurch das bare Durcheinander einer ersichtlichen Ordnung zu überführen. Es verwirrt ihn, dass in den Streifungen seiner Träume Personen in Erscheinung treten, die er nie zuvor gesehen hat. Oder es schleichen sich Menschen in die Bar ein, denen er erst jüngst be-

gegnet ist, hier im Süden. *Clemens* etwa, der emeritierte Professor, seine Frau *Elena* und ein gemeinsamer Freund von ihnen, *Christian Fleck*.

Ihr Haus war dem Feuer zum Opfer gefallen, was bei der Exponiertheit der Lage für die Hiesigen kein Wunder ist. Nun sind Sie unverdrossen mit dem Wiederaufbau beschäftigt. Den Kindern zuliebe, meinen sie, für *Michael* auf jeden Fall, ein berühmter Neurologe, den der Vater wie Gott persönlich verehrt. Der Tatendrang vermag inzwischen auch die Einheimischen zu beeindrucken. Wer nicht aufgibt, hat sein Schicksal gemeistert. Man kennt die Deutschen.

Nun kann es ja in Träumen wie in Büchern durchaus vorkommen, dass eine weitere Person sich einer einst erlebten Situation aufdrängt, sich dazugesellt und wortreich einmischt, als wäre sie in Wirklichkeit dabei gewesen. Im Moment bewussteren Erwachens kann dieses anheimelnde Mitsein sogar einleuchten, auch wenn die imaginären Sphären mit ihren heimlichen Botenstoffen machen, was sie wollen. Frank ist ihrem Ansturm kaum gewachsen, weghören will nicht gelingen, denn die Ohrmuschel kann kein Geheimnis für sich behalten.

Die Gefühle haben Schweigepflicht!...

Einige Wochen nach dem Tod seiner geliebten *Maman* geht Frank in die kleine Papeterie und Buchhandlung im Dorf, wo er seit seiner Rückkehr noch nie gesichtet wurde. Er kauft zum Erstaunen der Verkäuferin einen Ordner, ein alphabetisches Register und Papier. Das geht in Ordnung.

Dieser Schritt, der ihn über den Dorfplatz in den Laden führt, ist so außerordentlich und auffällig, dass er bald einmal die Runde macht. Man spricht ihn darauf an, als er einen Pastis bestellt, auf der Terrasse der Bar *Aux Oliviers*. Auskunft gibt er nicht. Die Fragen bleiben offen. *Roman* fällt ihm ein, ach, der besonnene *Roman* hätte an seiner Stelle eine Antwort gefunden. Endlich macht Frank mit seinem Vorsatz ernst. Zuhause beginnt er eine Liste zu erstellen: Vornamen als erstes.

Die Liste, oh Schreck! Seine Wahrnehmung war immer selektiv gewesen, wenn auch hellwach, wie er selber meint, aber entschieden genug, um Nebensächliches im Handumdrehen zu tilgen. Jetzt aber ist er in Verlegenheit vor einem weißen Blatt Papier, das kennen wir.

Selten hatte er überlegen müssen, welches Wort zu wählen war. Das Leben hatte an seiner Stelle entschieden, angemessen und passend fiel es aus. In dieser für ihn ungewohnten Situation vor einem Blatt Papier, einen billigen Kugelschreiber in der Hand, macht ihm auf einmal jedes Eigenschaftswort zu schaffen, das er hinter einen Vornamen setzen will. Womit

beginnen? In der praktischen Anwendung wird er von den Wörtern im Allgemeinen enttäuscht und von seinen eigenen Unzulänglichkeiten im Besonderen sitzengelassen.

Er erfährt am eigenen Leib, dass die inneren Bilder zwar halten, was sie versprechen, wenn ihnen die Ähnlichkeit Verbindlichkeit unterstellt, dass es mit den Wörtern aber ganz anders ist. Sie sind schlicht und ergreifend unzuverlässig, gar unzulässig, sollen sie den Augenblick eines Eindrucks treffen oder einen Abend überleben.

Vielleicht war es ja nur die atmosphärische Gleichzeitigkeit der Gespräche, des Rauches und der Musik, die ihm das richtige Wort zugespielt hatte, Wörter, die am folgenden Tag bereits vergessen oder an der Bar spontan durch andere ersetzt werden konnten. Wie immer – das Wort war ihm noch nie in die Quere gekommen. Ein Mann, ein Wort, keine Ursache.

Hinter *Anna* hätte er nun ein beachtliches Lexikon von Eigenschaften schreiben mögen, so beweglich und bewegend erscheint sie ihm. So ist *Anna*. Wie nahe sie ihm jetzt kommt, die *Anna*! Welche *Anna*? Das ist die Frage, für die es immer nur eine Lösung gibt, ein mögliches Wort unter vielen andern. Warum genügt nicht schlicht und einfach *Anna*? Punkt! Damit beginnt kein Buch.

Die Liste wird bald einmal vertagt. Die Essenszeit begründet den Vorwand; vorübergehend stellt sich Erlösung ein. Morgen ist auch ein Tag. Von der Flasche Rotwein bleibt kein Tropfen. Heute, helllichtig genug, stellt er seinen Liegestuhl vor die Zypressenwand.

Träume der Jugend verwehen, dann fängt das Leben erst an...

Ungeachtet der Liste, mit der er nach den anfänglichen Unwegsamkeiten zuzuwarten gedenkt, fällt ihm als Laie auf, was Schriftsteller immer wieder übersehen. Weil sie gutgläubig und verbissen dran bleiben, entgeht ihnen, dass es die chronologische Stringenz ist, um die sie sich so angestrengt bemühen, die dem wahren Leben vollkommen widerspricht.

Im Leben geht es gar nie vorwärts, denkt Frank an dieser Stelle. Kein Mensch muss sich darum kümmern. Das eine folgt selten auf das andere, wie es vorgesehen ist. Das Da-Sein kommt ohne Reihenfolge aus. Wie an der Bar, wo der Augenblick darüber entscheidet, wer vorkommt. Betritt jemand die Bar, ist schon alles klar. Von der Vergangenheit nur eine Andeutung, von der Zukunft keine Ahnung. Man wird sehen. Für den Anfang genügt ein Name, ein Vorname ohne Eigenschaftswörter. Schön, dass Du da bist!

Der Körper macht die Zeit aus und gibt ihr ein erlebbares Mass. Und nicht die Geschichte. Sie jedoch führt uns die sinnliche Verzerrung

des Chronologischen als schwachen Trost vor Augen. Aus diesem Grund wohl konnte seine *Maman* ununterbrochen zuhören. Der Sinn lag ausschließlich in der bruchlosen Vortäuschung des Unendlichen. Eine beliebige Folge und unterhaltsame Fortsetzung nährte die Illusion, durch die Überbrückung der Zeit würde die Frage nach dem Sinn aufgehoben. Die Lückenlosigkeit als Sinnersatz – das ist es!

Frank scheint der Sache näher zu kommen. Wenn auf einer Landkarte zwei Orientierungspunkte ausgewählt werden, was macht den Weg wirklich aus? Die Anteilnahme der Wahrnehmung, das Gehen als Geschehen – im Gegensatz etwa zum Finger, der zielgerichtet eine direkte Verbindung herstellt. Aber diese Zeitspanne zwischen einem Aufbruch zu Beginn und einem Ankommen am Ende lässt sich nicht abbilden und nicht beschreiben, von den Höhen und Tiefen ganz zu schweigen. Punkt Schluss. Frank lächelt. Diese Folgerung wird ihm an dieser Stelle von *Igor* zugespield, obschon dessen Herleitung und Beweisführung tiefschürfender ausgefallen wären.

Als ob es gestern gewesen wäre!

Die Liste murmelt Frank nach der Siesta, nichts einfacher als das! Vor der Renovation seiner Bar *Tiptopp* war ihm ja auch eine brauchbare Aufstellung geglückt, unter der Hand, pingelig genau. Hinter den Bestellungen der Materialien, der Farben und des neuen Mobiliars standen die Namen. Genaue Anweisungen, Daten und Zeitfenster gaben Auskunft darüber, wer was wann übernehmen würde. Begleitenden Skizzen zum Umbau in allen Einzelheiten war der künstlerische Schmiss nicht abzusprechen. Von den Frauen einmal abgesehen, deren Bewunderung keine Grenzen kannte, waren auch die Handwerker von seiner Planung beeindruckt. Übersichtlicher und verständlicher hätten sie den bevorstehenden Umbau nicht zur Darstellung bringen können. Da gab es nichts zu mäkeln.

Eine Liste ist eine Liste ist eine Liste und nicht mehr. Keine Frage. Allein, mit den Namen zu beginnen, verstellt den Blick. Schon meint Frank alle Geheimnisse seiner literarischen Neigung gelüftet zu haben. Im Gegensatz zum wahren Leben an der Bar kommen die Namen erst am Schluss an die Reihe. Zuerst steht die Persönlichkeit im Mittelpunkt, ihre Konturen und Gewohnheiten, ihre Umgebung und der lebensweltliche Hintergrund, aus dem sich ihre Figur bildlich herauschält und selbst erklärt. Wenn das keine gute Methode ist, Frank kommt in Fahrt.

Ein Bartresen ist ein Bartresen ist ein Bartresen und nicht mehr. Die Bühne ist gebaut. Das Register und der Ordner werden zur Hand genom-

men. Frank stellt einen Klapptisch vor die Zypressenwand. Jetzt ist er aus dem Größten heraus; die Geschichte wird neu geschrieben.

Erstens: Die Apokalypse, der Auszug aus Ägypten, der Ätna, das ewige Feuer, die erstarrte Lava, der verlorene Sohn, der Messias, der Anführer, der Aufklärer, ein rebellisches Naturell, dem die Massen zu Füßen liegen, Doppelpunkt: *Lukas*, Lukas zum Beispiel, Werner auf keinen Fall.

Zweitens: Gestreifter Anzug, Seidenkrawatte, Windsorknoten, die Memoiren von Churchill, immer rasiert, zur Schlacht bereit, Gibraltar, Untergrund, Falschgeld, Sieger, Verlierer, Lügen und Wahrheit, Leben und Tod, Doppelpunkt: Oskar, Stanislas oder *Igor*. Substantive haben es in sich. Die halbe Geschichte ist durch freie Assoziationen gedeckt. Eine löst die andere ab.

Frank weiß nicht, dass Schriftsteller ersten Würfeln geduldig eine Spanne zugestehen, um später ohne Vorurteile darauf zurückzukommen. Er aber liest die Stichwörter bereits ein erstes Mal durch; das Ergebnis ist niederschmetternd. Außenseiter haben die Neigung, die erste Geige spielen zu wollen. Mit Einzelgängern ist kein Buch zu machen, das sieht Frank ein, bevor er damit begonnen hat. Obwohl ihm die Vorbilder fehlen, kommt er mit den bewährten Techniken des Erzählens in Berührung.

Gegen vordrängelnde Figuren und Fälle gibt es nur ein einziges Mittel, nämlich in Paaren zu denken und sich all das vorzustellen, was zwischen ihnen geht oder nicht geht. Frank kommt in Form. Das entspricht haargenau und realitätsgetreu den Gegensätzen, an die sich die sinnlichen Eindrücke zwingend halten, wollen sie verortet und verstanden werden: kalt und warm, rund und eckig, gerade und gebogen, hart und weich, dünn und dick. Das erscheint Frank so einfach wie Mond und Sonne, Himmel und Hölle, Mann und Frau, Drittens: Briefe, Telefone, Missverständnisse, Verspätungen, zerschlagene Hoffnungen, falsche Erwartungen, Krieg und Frieden, Happyend, Doppelpunkt: *Ruth* und *Valentin*. Typisch! Die Liste wird sich nach Belieben ergänzen lassen.

Der Triumph des Anfängers ist von kurzer Dauer. *Anna* fährt dazwischen. Verdammt, die einzigartige *Anna* behauptet sich immer selbst. Mit *Anna* bleibt alles beim Alten. Vor ihrem Bild versagen alle vermeintlich gefundenen Methoden. Ihr Name beansprucht den ersten Platz. *Anna* wäre ein ganzes Buch wert. Frank gibt sich geschlagen. Ein Buch ist kein Kind und noch lange keine Frau. Die üblichen Vergleiche kommen Frank gar nicht in den Sinn. Denn auch damit kommt er nicht weiter im Text.

Zudem: Nichts käme von ihm, würde er dieses Buch auch schreiben wollen. Alles stammt von den Anderen, aus ihrem Leben, aus ihrem Kommen und Gehen, Ankommen und Vergehen. Wahrlich, eine kluge Einsicht. Dieser Satz stammt von *Anna*, anders kann es nicht sein. Frank ist sich

kaum bewusst, wie viele Fortschritte er mit dieser Einsicht als werdender Schriftsteller schon gemacht hat. Basta! Ein erster Pastis. Es ist zehn Uhr dreißig.

Wann geschieht hier endlich etwas?...

In seinem Leben ist Frank bislang nie gedemütigt worden, fehlte noch, keiner sollte es wagen, zu motzen oder ihn anzugreifen. Kommt nun den Erinnerungen und Träumen diese vernichtende Rolle zu? Bekanntlich vermögen auch Träume listenreich strategisch vorzugehen mit ihren zermürbenden Attacken aus dem Hinterhalt. Im Folgenden weist ihn ein Buch zurecht, das er zu schreiben zwar nicht imstande ist, das ihn jedoch traumatisiert wie ein grober Wälzer.

Für Schwächen, von Memmen ganz zu schweigen, interessiert sich kein Mann wie Frank, solange er stark ist. Erwacht er plötzlich geschwächt, ist es bereits zu spät. Er ist am Ende, bevor er begonnen hat. Schicksal? Dieses gewichtige Wort kommt nicht über seine Lippen.

Eine Siesta ist eine Siesta ist eine Siesta und genügt sich selbst, obschon sie im Habitus von Frank ungewohnt und neu ist. Sie widerspricht jeder literarischen Pässlichkeit. Er, der triebhafte Anstifter erliegt dem Pastis, dem Rotwein, das erfüllt das erwartete Klischee vorbildlich. Er hat seine geliebte *Maman* verloren. Das fängt ja gut an. Der Ansturm der Erinnerungen hat ein leichtes Spiel, mangels Frauen, versteht sich, obschon die Sublimation auch nicht sein Thema ist.

Dass sich in der Begegnung mit dem Tod vor dem inneren Auge, in der Seele, am neuralgischen Punkt so etwas abspielen soll wie ein Film, ist eine Spekulation und wahrscheinlich eine schiefe Metapher. Wiederbelebt werden die Bilder und Fragmente nur, solange diese Frank als Projektionsfläche benutzen können. Sie machen das Leben zur Höhle, in der unterschiedlichste Stimmen zu Wort kommen. Immer lauter werden sie. Frank ist der Schatten seiner selbst. Das ist neu.

Aus der Zypressenwand lugen sie hervor wie lebensgroße Marionetten, *Mona* und *Tim*, *Elena* und *Clemens*, *Ruth* und *Valentin*, *Vanessa* und *Cesare*, *Igor*, *Roman*, Doppelpunkt:: so heißen sie nun mal. Noch ist die Liste nicht ganz vollständig „Wo bist du, Anna?“ Frank spricht dem letzten Schluck Rotwein zu. Schon ist er untergetaucht in einen entrückten Zustand, der ihn dahin versetzt, wo sein Traumrausch ihn behaftet. Hinter dem Tresen seiner Bar *Tiptopp*. Heute weht der Marin; keine Wolke trübt das Bild.

Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe.

Im Chor

Sieht man die Menschen sich sehnen, sieht ihren Schmerz, ihre Tränen, fragt man sich immer nur, muss das so sein? Immer nur scheiden und weinen, immer nur warten und leiden, und hier so wie dort bleibt jeder allein! Unsre Welt sei so schön: Sie wollen niemals auseinander gehen...

Mona klatscht als erste. Sie hört jedoch nichts, die Stimmen bleiben stumm. Ihre Augen verfolgen das Vorüberziehen der Buchstaben auf der Leinwand. Sie werden auf ein Himmelszelt gezaubert und erscheinen in einer ausgezogenen Schrift, deren Umrisse mit Farbe ausgefüllt werden, wenn diese Wort für Wort im rhythmischen Einher der Melodie gesungen werden. *Sie wollen immer beieinander stehen.* Der Satz zieht sich in die Länge. Keine Silbe geht verloren, der Text ergibt sich dem Fluss. Er leuchtschriftelt ungerührt daher, mache er nun Sinn oder nicht. Eingblendete Unterstreichungen sprechen auf die erwünschten Betonungen an, wenn sie der Fall sind. Darauf kommt es beim Singen an. Vanessa macht es allen vor.

Auf dem Podest steht jetzt ein junger Mann. *Wann kommst du wieder in meine Arme?* Mona liest den Wortlaut von seinen Lippen ab und beobachtet gleichzeitig, wie die einzelnen Wörter von der Bildfläche nach und nach wieder verschwinden, wenn sie ausgesungen sind. Manchmal entfällt ihr ein nöliges Summen, von dem sie nicht weiß, ob es die Tonlage trifft. Aber die entfesselte Menge, die jetzt den Refrain übernimmt, grölt so laut: *Eine neue Liebe ist wie ein neues Leben*, dass sie die Ballung der Lautstärke auch nicht ertrüge, wenn sie hörte.

Heute sind neue Titel eingetroffen, die noch nicht im Register aufgenommen sind. Tim gibt ihr einen Kuss und zeigt ihr die Liste. Mona geht der Reihe nach. Sie lächelt. Sie kennt die Lieder fast alle auswendig.

Hier ist es zu laut, komm, gehen wir, man versteht ja sein eigenes Wort nicht!...

Gegessen ist das noch lange nicht, da nimm, Bissen um Bissen, bis alles aufgeputzt ist, brav, ein Gäbelchen voll Spinat für die liebe Omama, aus ihrem eigenen Garten kommen die Blätter, handverlesen, taufrisch gedünstet, dann mit weißen Zwiebeln, fein gehackt, in Butter gewendet, schwipp, schwapp, schwupp, schon kommt er auf den Teller für den kleinen Mann, was zum Lukas will der mehr.

Ein Kartoffelklößen für die liebe Mama, wie gut sie heute wieder gekocht hat, Lirum, Larum Löffelstiel, hat der kleine Bär keinen Hunger mehr? Mund auf, Mund zu, schnippschnapp, ein letzter Happen Fleisch für

den Bruder Lustig, Peter Pan, Jim Knopf und Harry Potter. Über das Kinn mit dem Latz, du niedlicher Fratz, schau mich nur so an, Grünschnabel, schon bald wirst du nicht mehr essen wollen, was auf den Tisch kommt, ein Haar in der Buchstaben-Suppe wirst du finden und das letzte Wort haben wollen, es ist dir anzusehen, Lukas, mein Lukas, gib mir einen Kuss.

Du kommst noch groß heraus, dafür leg ich die Hand ins Feuer...

Aber Anna! Fang nicht wieder damit an. Wir alle kennen doch die Geschichte. Damit kannst du nicht noch einmal kommen. Frank schenkt nach.

Wir verstehen dich beim besten Willen nicht. Warum hast du dich bloß darauf eingelassen? Wir haben dich alle gewarnt, du erinnerst dich, von Anfang an. Roman fand wie immer das treffende Wort, und Katja meinte es nur gut mit Dir. Ich war ja dabei.

Du zehrst am Nerv. Was für eine Geschichte, wie kannst du nur darauf hereinfallen? Du bildest dir ein, jemand würde sich an dich erinnern. Du meinst, den Lauf der Zeit anhalten und zurückkehren zu können, dorthin, woher du zu kommen glaubst. Es kennt dich jedoch niemand mehr in Syrakus, das war es doch? Anna weint sich aus.

Ewig gestrige Vorstellungen: Im offenen Kamin der großen Küche brennt ein Feuer. Sie tritt durch die fensterlose Hintertüre auf die enge Gasse hinaus. Da liegt der Ursprung, endlich Heimat unter den Füßen. Die Kirche bleibt im Dorf, die Männer drehen sich um nach ihr, die Erde ist ein Olivenhain, ein aufgeklärter Himmel wölbt sich versöhnlich über Land und Strand. Die Alten erinnern sich nur entfernt an ihren Namen, die lichtscheuen Weiber fahren mit dem Handrücken über ihr gezeichnetes Antlitz, als wollten sie lästige Fliegen vertreiben oder dem Schweiß zuvorkommen. Eva, sagt die eine, Maria, murmelt die andere, nein, Anna, betont die dritte. Sie gehen weiter, sie reden über Annas Großmutter.

Ach, die unerbittliche Wirklichkeit: Jetzt bist du wieder zurück. Auf der Stelle willst du hier erneut anfangen, die Vergangenheit verabschieden, indem du uns die ganze Geschichte noch einmal erzählst, von ganz vorne, die Seele von herben Enttäuschungen belastet. Du wiederholst dich, seit wir dich kennen. Unverbesserlich beschwörst du das Schicksal herauf, als ob dich deine Geschichte endlich in die Gegenwart entlassen könnte. Hier bist du, hier musst du bleiben, wir haben dich lieb. Anna sucht ein Taschentuch, Roman hat eines.

Du hast gut lachen, aber ich komme einfach nicht darüber hinweg!...

Hilf mir, ich bin maßlos überfordert. Elena schaut ihm über die Schultern. Der Tisch ist gedeckt. Morgen bringt der Gärtner die Blumengebände, rot, weiß, blau, die Trikolore. Clemens wird sich freuen.

Die Karten in der Hand hat sie sich die Sitzordnung noch einmal durch den Kopf gehen lassen; halbfett fallen die Namen unter ihren Bildern aus. Sie hat bewusst eine Auswahl getroffen und die Aufnahmen einzelnen Personen zugeordnet. Auch Landschaften haben ein Antlitz, das sich einprägt. Clemens kennt ihre Ansichten. An Himmel und Erde werden Licht und Züge fassbar, die sie mit körperlichen Eigenschaften in Verbindung bringt. Die Welt besteht für sie nur aus Menschen. Dieser einzigartigen Unfassbarkeit begegnet sie gerne mit einem eigenen Bild.

Christian fällt aus; sie hätte ihn gerne neben sich gesetzt. Seit Monaten beschleicht ihn eine unheimliche Krankheit darüber jetzt kein Wort. Clemens tut sich mit der Tischordnung schwer. Sie will ihm nicht dreinreden, es ist schließlich sein Geburtstag. Es genügt, wenn sie neben ihm steht und seine Erwägungen zugeneigt teilt.

Der plötzliche Entschluss zu dieser Einladung hat sie überrascht. Immer wieder beklagt er sich darüber, hier nie richtig Fuß gefasst zu haben. Was hältst du von einem Fest zu meinem Geburtstag? Sie befinden sich auf der Heimreise aus dem Süden. Sie stecken in einem Stau, als er ihr sein Vorhaben eröffnet. Seine Stimme, die seit Jahren auf den gesetzten Tonfall seiner Vorlesungen und Vorträge anspricht, klingt überraschend jugendlich.

Große Feste sind zwar ihre Sache nicht, aber sie spielt mit, ruft hinter seinem Rücken Freunde und Bekannte an. Davon weiß er nichts. Marcel und Fanny, ihre Nachbarn in Südfrankreich, haben zugesagt. Durch alltägliche Handreiche über die Gartenzäune hinweg ist eine Freundschaft entstanden. Auch Michael, sein ältester Sohn, kommt. Er nimmt in der folgenden Woche an einem Ärzte-Kongress in Köln teil und freut sich auf den willkommenen Abstecher. Soll sie es ihm jetzt sagen?

Sie geht um den lang gezogenen Tisch, um die Übersicht zurückzugewinnen. Sie will jede zusätzliche Aufregung vermeiden. Komm, setzen wir uns in den Garten. Sie nimmt ihm die Tischkärtchen aus der Hand und setzt sich in einen hellblauen Korbstuhl. Die Beine übereinander geschlagen strahlt sie Gelassenheit aus.

Hängt das Gelingen dieses Festes wirklich von der Tischordnung ab? Überlassen wir es unseren Gästen, ja, lassen wir sie selber ihre Karten ziehen. Das darf doch offen bleiben, nicht? Den Aperitif nehmen wir ohnehin im Garten ein. Wenn nur das Wetter schön wird!

Gute Idee!...

Heute Morgen wird die Ansicht des Hauptplatzes durch eine Schar von Studierenden bestimmt. Jede und jeder von ihnen hat sich nach einem Rundgang für einen eigenen Sichtwinkel entschieden. Auf Klappstühlen sitzen sie, den Kopf über einen großen Block gebeugt, den Bleistift in der Hand. Ein wolkenloser Himmel begünstigt den Gesamteindruck. Der frühherbstliche Lichteinfall mildert die Kontraste.

Schön, sagt Lehrer Busch, Zeichnen ist zwar – wie hier alle wissen – ein Freifach, was nicht heißt, dass man machen kann, was man will. Zeichnen hat seit Leonardo da Vinci auch wissenschaftlichen Tiefgang. Denkt an den Fluchtpunkt innerhalb und außerhalb des Blattes und berücksichtigt die Gesetzmäßigkeiten der Perspektive, mit denen wir letzte Woche ausführlich Bekanntschaft geschlossen haben. Vorübergehende Menschen und Autos dürfen vernachlässigt werden. Der Mensch und seine Formen der Darstellung werden im kommenden Modul behandelt.

In dieser Übung geht es – vor Ort und nach wirklichen Vorgaben – um die getreue Empfindung der Komposition und um die Präzision der Proportionen. Meißelt an den Fassaden die Tiefe heraus, auch der Schatten ist ein Gegenstand. Achtet auf die wesentlichen Einzelheiten, immer aber im Hinblick auf ein harmonisches Ganzes. Alles steht in einem Kontext, ihr erinnert euch.

Katharina und Sunhild sitzen an der Ecke, die Kreuzung im Rücken. Sie haben ein Panorama im Sinn, das sich aus ihrer beiden Zeichnungen ergeben soll. Vom Hotel zur Krone werden im Vordergrund nur das rot-weiße Leuchtschild und der Fall der hervorragenden Mauerkante aufgenommen. Von hier aus fällt der Blick auf dem Blatt auf die Reihe der Altstadt Häuser. Der Schuster zunächst, ein Italiener, der Friseur Salon und eine Buchhandlung, leicht abseitig. Den weiteren Verlauf der nahtlos gefügten Fassaden, deuten sie nur an, weil so der gegenüberliegende Vorsprung der Kirche die Symmetrie des Platzes betont. Über dem Friseur Salon ein Balkon, dessen ziseliertes Geländer erst bei genauerem Besehen auffällt. Katharina und Sunhild brechen in schallendes Gelächter aus. Auf dem Balkon sitzen nämlich Peter und Paul. Sie haben die Bewohnerin davon überzeugt, dass ein Standpunkt, leicht erhöht, dem Charakter des Platzes angemessen sei. Tatsächlich kommt von hier aus die quadratische Terrasse der Bar eindrucklich zur Geltung. Auf der Bordüre der breiten Store, hinunter gelassen, mitten Signete von Carlsberg links und rechts die fetten Buchstaben des Schriftzuges ein: **Bar Tiptopp Bar**, weiß auf grün.

Wer sich wie Sonja und Fabian in der Einfahrt des lang gezogenen Hauses aufhält, sieht vornehmlich den Brunnen von zwei Linden flankiert, dahinter Werkstätten im Erdgeschoss eines Hauses aus den fünfziger Jah-

ren, das sich hier fremd ausnimmt, wenn man die Geschichte kennt und stilistische Einheit anstrebt. Lehrer Busch zeigt eine vergilbte Postkarte, auf welcher der ehemalige Zustand ohne die Neubauten und Eingriffe der Renovationen als Kupferstich für die Ewigkeit festgehalten ist. Martin ist begeistert, er will sich auf die Dächer und die eindrucklichen Kamine beschränken.

Lehrer Busch klärt auf, schaut bei jedem einzeln über die Schultern, korrigiert, macht aufmerksam, regt an und ermuntert. Detailgetreu und bemerkenswert hat Sunhild die Tafel vor der Bar wiedergeben. **Heute Abend Karaoke mit Tim.** Sogar der Charakter der Handschrift und die Textur der Kreide sind darauf zu erkennen. Man sieht, dass sich Frank beim Schreiben große Mühe gegeben hat.

Lehrer Busch muss noch einiges vormachen, damit nachvollziehbar wird, was er meint. Der Blattraum ist von Anfang an zu teilen, damit ihr euch an einer Achse orientieren könnt. Schaut her, von ihr geht alles aus. Hält nun den Bleistift jeweils horizontal oder vertikal vor die Augen, um die Abstände und das Verhältnis der einzelnen Grundlinien mit Fingerspitzengefühl richtig abzuschätzen. So – und jetzt werden die Kontraste entschieden gesetzt, damit der architektonische Körper an Konsistenz gewinnt. Nicht nachzeichnen, zeichnen, hört ihr, nicht zögerlich daherstricheln. Überlasst es der Hand und dem Auge, traut euch die Kraft der Linien zu.

Gesagt, getan. Die Bar, wie man sieht. Eine Bar, die sich von hier nach dort verpflanzen lässt, ein paar kühne Striche genügen. Niemand braucht sie lange zu suchen. Siehe da: **Tiptopp.** Sie erfüllt alle Vorstellungen.

Besser kann man das wirklich nicht machen!...

Wie öd und leer wären Welt und Bild ohne sie, fänden sie sich nicht ein, fänden sie einander nicht vor, an der Bar, um da zu sein. Einfach da. Was braucht es mehr? Wie schwer würde uns ums Herz vor lauter Fehlen und Missen, wenn wir fassungslos vor einem Glas ins Offene starren. Die Bedenken sind umsonst. Sie erfüllen Zeit und Raum mit ihrer Gegenwart, sie sind alle da.

Ihr Atem ist dem anfänglichen Wort um eine Nasenlänge voraus, jener berauschende Atem, der über Irrsal und Wirrsal zu vernehmen war, bevor er schnaubend zum Wort übersetzte, strandete, um seiner Ratlosigkeit Luft zu verschaffen und seinem Gegenüber einen Namen zu geben. Denn aller Anfang sind sie und ihre Bar. Und nicht das Wort. Daran glauben sie ohnehin nicht. Und wenn einer meint, hier klug und schön zu re-

den, was allen schon längst klar ist, nein, so redet man hier nicht, außer Roman, das passt zu ihm, man gewöhnt sich daran.

Auch Engel, die sich auf einem Barsessel auf die unwirtliche Welt einlassen, müssen bekanntlich in der Sprache unterkommen, um sich verständlich zu machen. Ja, sogar Clownfische eignen sich vor der Küste Madagaskars ein drittes Zeichen an, um ihre Artgenossen zu begrüßen. Gott aber wäre ihnen in jedem Fall ein ungebetener Gast, fehlte noch, dass einer wie er an der Bar auftaucht.

Wenn sie nicht hierher kämen, hier vorkämen, jeden Abend, um ein Bier, einen Whisky oder etwas Exotisches zu bestellen, das Frank ihnen hinzaubert, hätte alles auf der Stelle ein Ende. Niemand würde die unerträgliche Stille brechen, dem gleichgültigen Lauf der Zeit etwas entgegenhalten, das makellose Weiß mit Lebenszeichen ausfüllen. Zum Wohl!

Aber deswegen sind sie ja da, Gott sei Dank. Heute nehme ich einen Martini mit Eis, Frank, hast du das Herbstlicht gesehen? Sie stehen und sitzen an der Bar, weil es darüber hinaus keinen Grund gibt, unter den Füßen oder vor Augen. Schön, dass du da bist, Anna!

Die Bar ist eine Eröffnung. Mehrere Sphären tun sich gleichzeitig auf. Der regelmäßige Aufenthalt behaftet sie auf ihre Gegenseitigkeit. Die Begrüßungen rufen sie auf der Stelle zurück. Ihre Körper berühren sich, wenn Hocker näher gerückt werden, sie können sich riechen. Da fängt die Welt an, da geht sie in etwas anderes über als sie selbst. Was jedoch? Etwas Ähnliches oder etwas Fremdes? Beides! Sie schwärmen in verschiedene Windrichtungen aus. Es kommt darauf an, wie gut sie gelaunt sind und wie viel sie bereits getrunken haben. Alles geht im Grossen und Ganzen auf. In dieser heiteren Atmosphäre beleben sie sich gegenseitig. Sie sind füreinander da. Darüber gibt es selten Zweifel. Das ist jedoch nur die eine Seite.

Die andere besteht aus Einbildungen und Vorstellungen, Anwohnerschaften ihrer selbst, lauter Blasen, die sie umgeben. Da nisten ihre Träume, Keime ihres Werdens, von dem sie sich noch so viel versprechen. Dahin scheren sie aus, da suchen sie Zuflucht, auch wenn sie da sind, das Glas in der Hand. Ein einziges Wort kann der Auslöser sein. Es fällt und entführt sie in ihre Eigenwelt. Das Passwort verschafft ihnen den Zutritt zu verführerischen Binnenräumen. Darin können sie sich frei entfalten. Sie sitzen zwar da, an der Bar, aber die parallelen Sphären ihrer eigenen Bilder beurlauben sie von ihrer Anwesenheit. Jetzt sind sie nämlich gleichzeitig unterwegs, vielleicht auf dem eigensinnigen Weg zu sich selbst.

Das Ungefähr nimmt Formen an, Nächte sind es, an die sie denken, Zimmer sind es, die sie sehen, das Fenster wird ihnen am Morgen den schönsten Ausblick bieten, Feuer, Wasser, Himmel, ein gelobtes Land. Oder sie schauen gar über sich selbst hinaus und nehmen in diesem freizü-

gigen Zeitraum Anlehnungen auf. Dann sind sie ihren Vorbildern oder Ahnen auf der Spur.

Sie haben alle einen Vorläufer, einen Wiedergänger, sie haben einen Zwillingenbruder oder eine Halbschwester. Die haben es geschafft oder sind noch nicht geboren. In diesen Verdoppelungen wartet die Zukunft auf sie. Sie brauchen sich nur anzuschmiegen, ihre Begrüßung auf die andere Seite hin gerichtet zu wiederholen, um in der Fülle der Hoffnungen aufzugehen. An ihrem Eigennamen halten sie weiterhin fest, wenn sie abrupt zurückversetzt werden, an die Bar, wo der fest gefahrene Teil ihrer selbst sitzt. Diese Selbstverständlichkeit empfängt sie nun wieder. Sie sind fremdgegangen; der Abstecher ist jedoch unbemerkt geblieben.

Woher sie kommen? Wohin sie gehen? Wenn sie wüssten. Sie finden auf diese endlichen Fragen nur flüchtige Antworten. Sie kennen zwar die geläufigen Erklärungen, die man ihnen aufgedrängt hat, weil es offensichtlich keine besseren gibt, aber sie passen ihnen nur im Notfall oder wenn sie vollkommen übermüdet sind.

Sie sind gebrannte Kinder. Wie klein man sich machen muss, das ist ja unerhört, wenn man unter den Wehen, die sich alle drei Minuten wiederholen, ausgestoßen wird, ein für allemal, das hält ja kein Kopf aus, wenn der da durch muss. Seither kennen sie Engpässe in allen Lebenslagen.

Sie müssen den Nachweis ihres Daseins immer wieder antreten, jeden Tag und jeden Abend aufs Neue, sonst würde kein Mensch glauben, dass es sie wirklich gibt. Erst mit der Zeit und durch die Wiederholung ihrer gegenseitigen Beschwörungen nehmen sie Hand und Fuß an. Sie hören auf einen Namen, der nicht auf ihrer Identitätskarte steht.

Du da, das gibt's ja nicht!...

Ganz die Mama: Hast du die Mütze angezogen? Hast du die Handschuhe eingesteckt? Vergiss den Schal nicht! Es ist noch kühl, heute morgen. Hast du auch wirklich gefrühstückt und dann die Zähne geputzt? Sunhild, ihre Tochter, sagt am andern Ende des Drahtes nur ja. Sie kennt die morgendlich gewohnten Nachfragen, die wie ein Refrain den neuen Tag begrüßen. Ja zu sagen, macht alles einfacher.

Maria nimmt ihren Dienst am frühen Morgen auf. In der Tiefgarage steht der Dienstwagen bereit. Der Chef gesteht ihr den Mercedes zu, er schätzt ihre Zuverlässigkeit.

Christian Fleck ist ihr erster Kunde, Tag für Tag. Wenn sie in die Querstraße des vornehmen Wohnquartiers einbiegt, steht er bereits vor der Haustüre. Guten Morgen, Maria, gut geschlafen? Sobald sie bei der Ausfahrt der Hochstraße zum Hafenviertel ankommen, ruft sie ihre Kinder zu-

hause an. Christian Fleck wird Zeuge ihrer mütterlichen Sorge. Schläft dein Bruder noch? Pass auf dich auf! Ich umarme dich, bis später. Wenn Lukas nur endlich begreifen würde, dass man im Leben rechtzeitig aufstehen muss. Sie seufzt. Fleck zeigt Verständnis. Nach diesem morgendlichen Wortwechsel wird sie ihn in den Tag entlassen. Außer den üblichen Höflichkeiten, die am Rande ausgetauscht werden, bestimmt ihr Anruf die Fahrt.

Christian Fleck erkennt die Stimme ihrer Tochter Sunhild sofort, diese schlaftrunkene Folge von ja, ja, jaja die an der erwarteten Stelle aus dem Lautsprecher in den Wagenraum fallen. Alles in Ordnung? Christian Fleck kann nicht umhin, die Frage zu stellen, wenn sie das Gespräch beendet. Als Mitwisser auf dem Nebensitz scheint ihm die angespannte Atmosphäre väterliche Gefühle abzuverlangen.

Er steigt immer am Eingang des Hafenviertels aus, um ein kleines Wegstück zu Fuß zu gehen. Seine Kanzlei befindet sich im neunten Stock eines Docks, das von einer renommierten Architektin umgebaut wurde. Er zieht die Treppe dem Aufzug vor. Die durchgehende Verglasung des Anbaus gibt den Blick auf den Betrieb im Hafen frei. Oben angelangt betritt er die Licht durchfluteten Räumlichkeiten und bittet seine Sekretärin um einen Kaffee, bevor nun auch er den ersten Anruf entgegennimmt.

Und wer ist dran?...

Der Mont Ventoux: das ist das Stichwort. Alle ihre Freunde kennen es und damit die Geschichte, die sich dahinter verbirgt. Es war Vorsehung glücklich gestimmter Götter, sagt Elena. Reiner Zufall, sagt Clemens. Darüber wird niemals Einigkeit bestehen.

Das Stichwort fällt, wenn sie Bekanntschaft schließen, näher rücken an einem Tisch, bei einem Essen und zu späterer Stunde allmählich innigere Beziehungen geknüpft werden. Über den Mont Ventoux. Meistens ist es Elena, die ihm das Wort zuspielt. Und Clemens beginnt zu erzählen, wie sie sich heillos verfahren.

Sie übernachteten nach einem Ausflug auf den heiligen Berg, den er nur am Rande erwähnt, in Sault, in der Auberge du Micocoulier, mitten in einem Olivenhain. Am folgenden Morgen stehen sie früh auf, sie wollen am späteren Nachmittag die Küste erreichen, die Nacht in St. Maxime oder St. Raphael verbringen. Die Wirtin empfiehlt ihnen eine Strecke, die abseits vom Strom der Touristen durch das Hinterland führt, zwischen Manosque und Brignoles mitten durch die Hügelzüge. „Manosque“ und „Brignoles“, das müssen sie sich merken, der Umweg verspricht Sehenswürdigkeiten und unglaubliche Aussichten. Sie werden sehen, es lohnt sich.

In der Tat sie sind überwältigt, die Landschaft hat es in sich. Sie verlieren ihr Tagesziel mehr und mehr aus den Augen. Es ist sonnenklar, es ist eine Vorsehung. Elena wirft das Wort ein; in diesem Zusammenhang überzeugt es. Das vibrierende Licht wiegt sie in eine übermütige Stimmung, in der sie plötzlich zu allem bereit sind. Sie lassen sich sorglos zu Abstechern auf kurvenreichen Kleinstrassen hinreißen und verpassen nach St.Luc genau jene Abzweigung, auf die sie die Wirtin ausdrücklich aufmerksam gemacht hat.

Das fällt ihnen in diesem Augenblick nicht auf; die Vermutung stellt sich später ein. Am Radio, das sie ausnahmsweise eingeschaltet haben, erklingt eines jener süffigen Chansons, das nach ein paar Takten schon auf ein offenes Echo stößt, wenn auch nur einen Sommer lang. Jetzt aber zählt einzig die Gegenwart. Das Glück fragt selten nach dem Weg.

Nach einer passähnlichen Überfahrt stellt sich ihnen im Massif des Maures buchstäblich ein Weiler in die Quere. Sie halten an. Ein offenes Tor verführt sie, einen verwilderten Garten zu durchqueren. Die Wirklichkeit nimmt sie bei der Hand, sie will ihnen dieses Wunder nicht vorenthalten. Der überwucherte Weg lässt sie auf einer natürlichen Terrasse ankommen, die den Blick auf die umseitigen Hügelzüge und in den Golf zwischen St. Tropez und St. Raphael freigibt. Und leicht nach hinten versetzt, von Pinien und Büschen beschützt liegt dieses Haus. Clemens zeigt ein Bild. Unser Haus, sagt Elena.

Es braucht immer zwei!...

Da bin ich! Braucht es noch gesagt zu werden? Er nimmt den ganzen Raum ein, bildsprengend seine Leibesfülle, unverkennbar sein Akzent: Seine Heiligkeit, seine Eminenz, Herr General, Sir Igor Birdwhistle. Herrgott, unglaublich, wie viele Leben der sich hier andichtet. Die Läufe verlieren sich im Ungewissen, die Herkunft hat wechselnde Ursprünge.

Mit eigenen Augen habe er die Ausmerzungen des Daseins gesehen im Überbleibsel einzelner Initialen: eine letzte Spur zum Abschied hinterlassen auf einer Mauer wie ein Schrei. Orgien des Hasses kennen keine Grenzen.

Igor ist überzeugt, dass seine geschwätzigen Freunde an der Bar vom eigentlichen Leben, geschweige denn vom Tod keinen blassen Schimmer haben. Fürchterliche Naivlinge sind sie, die ständig an der Nase herumgeführt werden. Jedenfalls glauben sie nicht wie sein arabischer Freund Naim an die Unverrückbarkeit ihrer Todesstunde, sie wollen leben.

Alt und weise sagen die einen, wahrscheinlich einst im Geheimdienst die andern, undurchschaubar bleibt Igor für alle. Das einzige, was

sie mit Sicherheit wissen: er wohnt im Hotel. Hemd und Krawatte fehlen nie, das steht schon in den Memoiren von Churchill, ein rechter Mann tritt nie unrasiert zur Schlacht an. Igor gehört zur Bar, seit es sie gibt. Bar ist Bar, sagt Igor, stehe die nun in Antwerpen, Beirut, Biel, Darmstadt, Lille, Travemünde oder Zurabad. Er hat sie alle kommen und gehen sehen, Besitzerinnen, Pächter und Aushilfen. Frank hat er jüngst das Du angeboten.

Igor ist auch am Morgen hier anzutreffen, wenn der hintere Teil der Bar mit der Karaokebühne noch geschlossen ist, dafür aber die Terrasse während der freundlichen Jahreszeiten durch die Strahlen der Morgensonne zu einem ersten Kaffee einlädt. Im Inneren ist nur das Rauschen der Maschine zu vernehmen und ab und an das muntere Hallo von Barbara, das jeder Bestellung vorangeht.

Igor liest Zeitungen. Manchmal blickt er auf, lacht und murrte rauheilig: habt ihr das gehört? Nicht selten lässt er sich zu einem ausführlicheren Kommentar zum Geschehen des Tages hinreißen. Die Gäste am Morgen, vornehmlich Ladenbesitzer, Angestellte und Beamte nehmen es gelassen zur Kenntnis, ohne darauf einzugehen. Vielmehr nicken sie zustimmend, damit Igor schneller zu einem Ende seiner Ausführungen kommt.

Ja, Igor. Das Schrittmaß betont männlich, obwohl er leicht hinkt: So muss man ihn ankommen sehen, in seinem langen, schwarzen Mantel, den breitrandigen Hut auf dem Kopf, wenn er mit einem großen Korb frischer Pilze von einer Tageswanderung zurückkehrt. Er hat eine feine Nase und eine glückliche Hand. Stolz zeigt er auf seine reiche Ausbeute und verschenkt sie. Zur Hölle, meint Anna, von dort hat er seine Pilze her, der verdammte Lügner.

Von wegen Lügen, Igor winkt entschieden ab. Wenn jemand ein notorischer Lügner ist, dann der Erfinder der Wahrheit. Schon Gorgias hat den blauen Schwindel aufgedeckt. Schau doch selber nach, klärt er Ruth auf, jedes Mal wenn du eine Geschichte erzählst, kommt es anders heraus. Es hängt nicht nur von der Tageszeit, vom Lichteinfall oder von deiner persönlichen Gestimmtheit ab, immer richtest du dich an ein Gegenüber. Du redest den andern nach den Augen, auch wenn du zu dir selber sprichst. Beim einen lässt du etwas weg, beim Nächsten nimmt eine Einzelheit eine ganz besondere Bedeutung an. Und wenn es erst um die Liebe und eine Erklärung geht, sind ja bekanntlich tausend und eine Nacht nicht lang genug. Meinst du etwa gesagt zu haben, wie es tatsächlich ist?

Es habe ihm nie eingeleuchtet, fasst nun Igor seine Seltsamkeiten zusammen, dass jemand überhaupt auf den Gedanken komme, die Geschichte als solche für sich in Anspruch zu nehmen, denn was an unscheinbaren Besonderheiten und unbeschreiblichen Einzelfällen weggelassen werde, um aufs Ganze zu gehen, sei ja unerhört, besonders wenn einer,

Feuer und Flamme, Heil und Erlösung verspreche. Er wendet sich wieder Ruth zu. Stell dir nur vor, wir würden alle auf unsere eigene Weise die Bar hier beschreiben – von wegen Wahrheit!

Es liegt an Dir!...

Ja nicht zu großes Interesse bekunden, in diesem entscheidenden Augenblick. Keine Anzeichen von Neugier verraten, keine Stellung beziehen. Keine Anteilnahme vorspielen und dich auf keinen Fall um den Finger wickeln lassen. Schlicht und einfach zurücklehnen, auf Zusehen hin, die hehren Anflüge und die viel versprechenden Ansätze über dich ergehen und die andern machen lassen.

Keine Miene verziehen, die Gesichtszüge aus einem Guss, die Stirne aufgeklärt, die Augenbrauen ebenmäßig verhalten, die Nasenflügel unaufgebläht, die Mundwinkel bedeutungslos entspannt, keine Blöße, um Gottes Willen, keine Blässe, aber auch keine Röte, die den Fehlschluss eingestandener Begeisterung zuließe. Seelenruhig unauffällig in die versammelte Runde schauen und das Ganze fürs erste zur Kenntnis nehmen, ohne jeden Kommentar.

Kein voreiliges Wort jetzt. Auf jede Andeutung, Anregung oder gar Ermunterung verzichten, sonst fällt alles auf dich zurück. Das kennst du doch, in Nu wird der Beschluss gefasst, deine Freiwilligkeit an ihrem spontanen Ausdruck dankbar ertappt, und der ganze Stapel wird dir zugeschoben, mit einer eleganten Bewegung der Hand, hurtig über den Tisch, ausgerechnet dir zu. Das ist unter allen Umständen zu vermeiden. Ein etwas tieferer Atemzug, ein verdächtiges Räuspern können schon das auslösende Moment sein, von einem Lächeln ganz zu schweigen: Und du bist dran. Das Licht fällt auf dich, ein einladender Wink folgt auf der Stelle, und du hast das Nachsehen. Verdammt, selber schuld!

Macht euren Mist doch alleine: schon zu spät! Die verwirrenden Unterlagen liegen auf deinem Tisch und rufen nach Bearbeitung. Die ganze Aufmerksamkeit ist voller Erwartungen bereits auf dich gerichtet, und Eile ist angesagt. Herzlichen Dank, ein Opfer ist gefunden. Alle Augen leuchten in der plötzlichen Vergewisserung auf, dass du die Sache an die Hand nimmst. Und jetzt schlägt der Präsident wahrscheinlich erleichtert vor, eine Runde auszugeben, Tipptopp, die Bar liegt gleich um die Ecke.

Schwamm drüber, morgen ist auch ein Tag...

Roman verschweige, verberge etwas, ein ständiges Unbehagen haftet ihm an. Eine unbewältigte Vergangenheit, verdrängtes Treibgut, weiß

der Himmel, was das Leben ihm angetan hat. Richtig wohl sei es ihm in seiner Haut nie. Alles Fragen und Drängen bringt aber nicht weiter. Lea sieht es ein. Zwar verraten die Augenwinkel über einer Grund gestimmten Melancholie Anzeichen von Heiterkeit und Schalk; auch da muss der Blitz doch schon mehrmals eingeschlagen haben.

Ein offenes Ohr für alle andern zu haben, lenkt Roman von ihm selber ab. Das kommt ihm wie gerufen, denn dabei geht er selber vergessen. Umso empathischer und geradezu enthusiastisch fühlt er sich in das Leben anderer hinein. Er sieht die Ursache ihrer eigenwilligen Stimmungen voraus, er erahnt das Aufziehen der Gewitterfronten und kommt den Trübungen nicht selten zuvor. Mittlerweile kennt er ihre eigenen Meinungen besser als sie selbst. Dafür sind sie ihm alle an der Bar zutiefst dankbar. Roman dreht keine Stricke. Er hat etwas zu sagen; er sagt ihnen etwas. Sie leben mit dieser unerschütterlichen Zusicherung, dass Roman weiß, ja, Roman scheint immer weiter zu wissen. Vor lauter Gedanken lesen, perlt das Leben an ihm ab. Lea erklärt es sich so. Wüsste er selber, wer er ist, er würde uns niemals so gut verstehen.

Roman durchschaut die Gründe und begründet. Er führt die Folgen möglicher Entscheidungen in jedem Fall vor Augen. Er denkt an alles, gibt Zusammenhänge zu bedenken und spricht locker von Tatsachen, wo sie sich von Aufregungen, Ablenkungen und Täuschungen gebeutelt zu keiner klaren Stellungnahme durchringen können.

Nur einmal versagt seine Kunst zu überzeugen vollends; Anna lässt sich nicht beeinflussen. Sie will seine Einwände nicht wahrhaben, zumindest nicht auf Anhieb. Aber jetzt ist Anna ja zurück im Tiptopp und gibt Roman im Nachhinein Recht. Auf diese alte Geschichte zurückzukommen, haben sie beide jedoch keine Lust mehr. Alles ist dazu gesagt.

Roman schaut zu, die ganze Zeit, wie sie mit dem Kopf durch die Wand gehen. Wenn sie glauben, unversehrt Feuer fangen zu können, übertreffen sie sich. Sie sind nicht wieder zu erkennen; sie strahlen und sind außer sich. Irgendwann jedoch werden sie wieder zurechtgewiesen, ganz unzimmerlich. Zurück sind sie auf ihrem Barhocker. Jetzt hören sie Roman aufmerksam zu, wie recht du hast, genau so ist es, ich hätte es wissen müssen. Das dauert nur eine kleine Weile, bis die Enttäuschungen in ihren entlarvenden Einzelheiten ausgedet sind und die Hoffnung betörend wieder in Griffnähe liegt. Auf Roman – und noch ein Bier.

Wahrscheinlich kommt Roman nur an die Bar, um jemanden zu Gesicht zu bekommen. Blicke er zu Hause, würde sein Denken ins Leere laufen, weil er keinen Widerstand vor den Augen hätte. Wenn er aber unter uns Menschen weilt, setzt sich, was seine Netzhaut berührt, in Beobachtung

gen ab. Er spiegelt die Anderen wider, ohne selbst zu Wort zu kommen. Zum Glück hat der uns, meint Mirjam.

Bis zum nächsten Mal!...

Wenn mit dem Einnachten die Straßenlampen angezündet werden, der Tiefgang des Himmels von jenem Licht gesättigt ist, das sich wirkungsvoll verabschiedet, wollen sie erst recht nicht nach Hause gehen. *Das Herz lässt ihnen nämlich keine Ruh, heut' wollen sie tanzen oder singen immerzu.* Es kann Vollmond sein.

Naheliegender ist es, in einer solchen Verfassung ins Tiptopp zu gehen, denn hier gelingt es ihnen, sich selbst zu beurlauben. In diesem Augenblick bilden sie einen Schwarm. Sie wissen nicht, woher sie die Gesetze kennen, eine bemessene Distanz einzuhalten, sie schwärmen einfach gemeinsam aus. Ihr Gegenüber gibt ihnen Halt. Sie können die Richtung nicht aus den Augen verlieren. Sie lassen keinen ihrer Sippschaft fallen.

Einander sehen, das ist das verbindende Element, sich wieder sehen, regelmäßig, bis dieses Sehen so selbstverständlich wird, dass es gar nicht mehr auffällt und der Rede nicht mehr wert ist. Dieses Ritual ist ihnen heilig. Dadurch werden Augenblicke ihrer Verbundenheit erst greifbar. Darin liegt die einzige Wahrheit, an die sie glauben.

Etwas bricht bekennd aus ihnen heraus, was sie in ihrem Leben wahrscheinlich nie werden unterbringen können. Es ist in diesem, ihrem Leben hier nicht vorgesehen. Es bleibt ein verführerischer Anteil von ihnen, der nur am Tresen von einem flüchtigen Anflug von Lebendigkeit gestreift wird. Sie lassen sich gehen und berühren fast ungläubig dieses unverschämt fremde Wesen, das sich ihnen erschließt – in den Augen der anderen.

Zuhause, wo es dunkler ist als draußen, weil der Himmel beim besten Willen nicht zu sehen ist, hinget auch voller Geigen, fällt sie ihr Eigenes an wie ein treues Haustier. Die Gegenstände scheinen sie wedelnd anzuspringen, um mit Aufmerksamkeit eingedeckt und vom Muster der Handlungen aufgegriffen zu werden.

In ihren vier Wänden werden sie ununterbrochen an etwas erinnert, woran sie jetzt, genau jetzt, unter keinen Umständen denken wollen. Das ist ja alles so lange her, das an gerahmte Bilder verlorene Herz, die Fundstücke, Anhängsel und Mitbringsel. Für diese Asche gibt es kein Alphabet. Innerhalb ihrer vier Wände weht sie nur Vergangenes an, da ist es der Zukunft zu eng. Zuhause mahnt sie immer etwas an jene Unausweichlichkeit, dass es noch etwas zu tun gibt. Nicht nur Frau oder Mann, Kind oder Katze, die Post, eine ungelesene Zeitung, eine unbeglichene Rechnung und

schmutzige Wäsche. Am frühen Abend mögen sie den Fernseher noch nicht einschalten und nach einigen Bissen, dem Kühlschrank als Resten von gestern entnommen, würden sie sich erheiternde Gesellschaft herbeiwünschen. Zuhause sind sie immer allein und mit sich selbst im Unreinen.

Die Bar jedoch spielt ihnen einen Zeitraum zu, in dem sich Wohnen nicht einnisten kann; da befindet sich nur das momentane Wohl. Es ist eine Gewohnheit, die nicht haften bleibt und keine Spuren hinterlässt, außer in den Kleidern, da richtet sich der kalte Rauch ein, der ihnen am nächsten Morgen entgegenweht. Das eigene Bett ist der einzige Standpunkt, den sie vorübergehend immer wieder einnehmen. Dieser aber bleibt im Dunkeln.

Die Bar lässt sie sein, einfach sein. Ihre Wohnung ruft sie zurück, nimmt sie beim Eintreten in ihrem So und Da gefangen. An der Bar wird ihnen eine Gegenwart zuteil, die ihnen das Leben sonst vorenthielte, denn hier lassen sie alles los. Das Los ist es, das für Momente aller Mächtigkeit enthoben ist und keine Chance hat, sie einzuholen oder gar zu behaften. Sie bieten einander Schutz an. Die Bar ist ein Vorzimmer, ein Vorwand, ein Vorteil. Eine weitere Runde aufzuwerfen, bringt Glück.

Freundschaft sagen sie und meinen Übereinstimmung. Was sie einander an der Bar versprechen, ist einfach. Verstehst du, sagen sie wiederholt, wenn eine zu große Lücke entsteht. Die Wortgebilde, offenherzig und vertraulich veräußert, ergreifen sie, umwehen sie wie eine angenehm leichte Brise, die ihnen nur dann auffällt, wenn sie plötzlich ausbleibt. Am liebsten bringen sie einander zum Lachen.

Sie gehen aus, um Wahlverwandte zu finden, die den Spiegel hochhalten, in dem sie kurz zuvor eine selbstsichere Strähne bezähmt haben. Darin erkennen sie sich. Sie stehen oder sitzen an der Bar, um umgeben zu sein. Umrundet, sagt Mirjam. Meistens stellt sich eine Friedfertigkeit ein, die sie nachsichtig vor allem verschont. Sie sind in ihrem Element. Sie erzählen, worum es ihnen geht. Sie unterhalten sich gegenseitig. Gerade heute morgen, erzählt Lea, sei sie einen ehemaligen Schulfreund ganz zufällig begegnet, Michael – ja, Michael, der lebt doch jetzt in: Kanada, ergänzt Igor.

Was geschieht, geschehen ist, besteht aus einer beliebigen Folge aufleuchtender Abschnitte, die an ihnen vorbeiziehen, wie launische Wolken. Manchmal verdichten sich diese, wenn sie ein Problem haben. Nach dem Urlaub reden sie reines Blau herbei. Der Flug war anstrengend, aber dann, du kannst dir nicht vorstellen.

Was sie erleben, sagt ihnen im Augenblick der eintreffenden Ereignisse noch wenig. Jetzt aber, da sie selbst zum verkörperten Ausdruck ihrer Eindrücke werden, indem sie die Vorfälle ausbreiten und kommentieren, entwickelt sich das Leben vor aller Augen.

Ich gehöre dazu, denken sie überbordend und umarmen, wer da ist. Es bedeutet ihnen, wie es jetzt ankommt. So nämlich findet das Leben statt. Sie halten sich an die Folgen. Darin finden sie sich zurecht. Sie reden solange, bis sie selber glauben, was sie sagen. Indem ihnen eine Zuhörerin, ein Zuhörer an der Theke mehr oder minder bereitwillig folgt, vergegenwärtigen sie sich, was sich zugetragen hat. Jetzt fällt es ihnen erst recht selber auf. Vielleicht kämen sie jedoch auch ohne die Bedeutung der Wörter aus. Bei ihrem täglichen Wortwechsel halten sie sich an die Temperatur. Sinn macht nur, was ihre körperliche Eigenwärme umschmeichelt und sie nicht unnötig verletzt. Ihre nackte Haut ist das ganze Buch, das Frank nie schreiben wird.

Wär ich ein Buch zu lesen, welche Art von Buch wäre ich...

Er tut es ihr zuliebe, er sagt ja zu ihrem Haus. Er weiß genau, was damit auf sie zukommt. Vielleicht hätte er es sich anders überlegt, aber er weiß nur, dass er in diesem Augenblick einverstanden ist. Mit allem, Elena. Er liest ihre Gedanken von ihren Lippen ab, nein, mehr noch: er übersetzt die flüggen Träume in ihre Wirklichkeit, seine Wirklichkeit. Seine Gedanken und ihre Gedanken, das lässt sich genau jetzt nicht voneinander unterscheiden.

Sie haben sich heillos verfahren. Während der Fahrt haben ihn Stöße spontaner Erektionen eingeholt, Elena an seiner Seite. Aber er hätte diese aufkeimende Geilheit nicht mit ihr teilen mögen. Sie schlafen nicht mehr miteinander; sie sind das Abbild eines Sprechaktes. Sie lesen einander Gedichte vor und befriedigen sich im Einklang gemeinsamer Interpretationen.

Sie sind am Ende der Welt, es gibt kein Kommen. Er sieht nur, dass sie vorübergehend angekommen sind, er weiß nicht wo. In diesem Augenblick, da sie aus dem Wagen steigt, meint er ihr anzusehen, dass etwas stattfindet, das seine Vorstellungskraft übersteigt. Es ist nicht der Ausdruck ihres Gesichtes, das Sommersprossen übersät ist; sie war während der letzten Tage immer an der Sonne. Ihr Gang, der den Ort schon für sich eingenommen hat, sagt alles: als erstes den wilden Garten, dann aber die unbeschreibliche Aussicht.

Er kann es noch heute hören, nach Jahren: die Hügel, das Meer. Schau nur, sagt Elena. Sie hat das Haus im Rücken. Er sieht das Haus mit den Augen von Elena. Er geht um das Haus. Den durch Mauerwerk eingefriedete Hinterhof beurteilt er als romantisch, ganz im Sinne von Elena, seine zweite Frau, eine ehemalige Studentin, rothaarig, äußerst aufmerksam, aber immer verspätet herein geplatzt in den Hörsaal, als gehörte er

ihr. Elena, die durch eine bemerkenswerte und Zukunft weisende Arbeit über Gedichte zeitgenössischer Autorinnen auffällt. Dies alles ist wieder gegenwärtig, während er um das Haus geht. Ihr Haus.

Sie ist verzaubert. Sie wird daran erinnert, dass sie Gedichte liebt, dass sie schreiben könnte: hier. Jetzt nimmt Elena das Haus wahr. Die Läden sind geschlossen, der Bau strahlt jedoch eine innere Großzügigkeit aus. Das sieht man. Er betont es. Er ist nicht sicher, ob sie wirklich zuhört. Er kann sagen, was er will, sie bestimmt.

Elena, ein Gedicht! Ist es seine Elena? Die südliche Sonne wirft ein Licht auf sie, wie schön sie ist. In diesem Augenblick ist Elena begehrenswert. So nahe hat er sie noch nie gespürt. Clemens denkt Elena und Elena spürt Clemens, aber ihr eigenmächtiges Ansinnen übersieht das Licht. Der überwältigende Eindruck ist einzig dem Licht zuzuschreiben. Sie können tun oder lassen, was sie wollen. Sie meinen einen Beschluss gefasst zu haben, sie und er im Sinne des anderen gleichzeitig, doch wird die Entscheidung an ihrer Stelle gefällt, im Lichteinfall der untergehenden Sonne.

Er sieht nur sie. Sie ist das Haus, sie ist der Garten. Sie ist, was er ihr schuldet: eine tiefere Bedeutung. Er nimmt sie bei der Hand. Er führt sie um das Haus. Er tut alles, bis sie sagt: mein Haus.

Ein Unglück kommt selten allein!...

Sie sehen es alle mit eigenen Augen, man müsste ja blind sein, um nicht zu bemerken, wie es zwischen ihnen funkt, auf den ersten Blick. Valentin entdeckt die Bar auf einem Rundgang durch das Quartier. Nach der Arbeit kommt ihm der kleine Umweg von der Bushaltestelle aus gerade gelegen. Die Atmosphäre – echt cool – meint er zu Roman. Offen und zugänglich seien sie hier alle, kein Vergleich zu den nördlichen Vierteln der Stadt.

Ruth erkennt Valentin sofort wieder, als sie eintritt. Schon im Windfang fällt ihr auf, dass er da ist; offensichtlich macht er das Tipptopp zu seiner Gewohnheit. Roman, mit Valentin in eines jener Gespräche verwickelt, deren Fetzen feierabendliche Erleichterung andeuten, schiebt zukommend seinen Barhocker zur Seite und gibt damit Ruth zu bedeuten, sich zu ihnen zu setzen.

Valentin und Ruth, Ruth und Valentin, sie sind einander so vertraut, als hätten sie sich in einem früheren Leben schon einmal getroffen. So sieht es aus. Sie gehen miteinander um, als hätten ihnen Jahre der intimen Kenntnis jede Eigenheit zugestanden, als gingen sie von einem reichen Schatz an gemeinsamen Erfahrungen aus, über den sie fraglos verfügen. Käme jemand dazu, er hielte sie für ein glückliches Paar, das sich in alles

gefügt hat und die Grillen der einen und des anderen ohne Widerrede hinzunehmen gewillt ist.

Trotzdem bleibt ein Vorbehalt. Sie selbst scheinen den eindeutigen Wink des Schicksals verunklären zu wollen. Sie können es nicht ganz fassen. Ungläubigkeit befällt sie, der sie angestrengt Vorschub leisten, indem sie einem vermeintlichen Rätsel auf die Spur zu kommen glauben. Diese Ungewissheit wäre getrost zu vernachlässigen, würden sie nicht etwas suchen, wo es nichts zu finden gibt. Starrsinnig meinen sie, etwas tun zu müssen, wo alles schon sonnenklar ist, und jeder törichte Versuch, nachzufragen und etwas beizufügen, zum Scheitern verurteilt ist. Jedes Wort ist zu viel. Bis sie das jedoch selbst einsehen, geht es noch eine Weile.

Das kann ich nur Dir sagen!...

Frank ist neu hier. Er glaubt sie bereits alle zu kennen, obschon er mit ihnen noch kein Wort gewechselt hat. In den Gesichtern scheinen vertraute Züge auf. Sie sind von Wünschen und Absichten gezeichnet, die ihn an frühere Begegnungen erinnern. Gesichter fassen zusammen, Furchen erstatten Bericht, Augenpaare lassen tief blicken. Gesehen hat er sie alle schon einmal, anderswo, in verblüffender Ähnlichkeit, kaum zu glauben. Im Miramar, im Soleil, im Manhattan, im Rimini, im Castel Pub, im Café de la Paix und seit gestern im Tiptopp. Das Licht fällt auf den Stammtisch im Vordergrund und auf den Tresen mit seinen mäandernden Holzadern und auffälligen Kerben.

Frank kommt aus Toulouse, er will seine Deutschkenntnisse auffrischen. Dass sein Vater Deutscher ist, erwähnt er nur am Rande. Was ihm alles auf dieser Welt bedeutet, ist seine französische *Maman*. Darauf wird er immer wieder zurückkommen.

Ingrid, Cornelia, Mirjam, Katja, Lea, Ruth. Sibylle, Barbara, Margarete: die hiesigen Vornamen beflügeln seine Phantasien, durchweben eine Wirklichkeit, die sich als hartnäckig gleich bleibend erweist, wenn er ein Bier zapft. Anna aber hat er gleich ins Herz geschlossen.

Frank bezeichnet sich als Abtastungsorgan mit hoch empfindlichen Sensoren. Geballt und ungefiltert dringen die Eindrücke in ihn ein, durch alle Poren, *kann ich sagen*. Sie gerinnen zu einem Niederschlag, korngleich, der sich in seinem Bewusstsein absetzt. *Ich bin sofort im Bild, darauf kann ich mich verlassen*. Er schaut sie sich alle einzeln an, aus bemessener Distanz. Er ist im Vorteil, wenn sie gegenüber stehen an der Bar, das Leben auf Augenhöhe.

Unvermittelt beginnt sich nun ein Bild aus Anzeichen zusammenzusetzen, die er ihren eigenwilligen Zügen entnimmt. Der Wille tut nichts zur

Sache, das geht alles wie von selbst. Das Bild ist eine Mischung aus Sichten und Schichten. Allmählich verfestigt es sich, die Einzelheiten verschmelzen kaleidoskopartig zu einem vorübergehend Ganzen. Es sind weniger die auffälligen Äußerlichkeiten, die den Eindruck prägen, als viel mehr unverwechselbare Regungen und Bewegungen, welche die Menschen in ihrer Eigenart beleben. *Eigentlich nehme ich die Konstellation des Schattens wahr, der uns treu begleitet.* Die Gäste werfen ihren Schatten voraus und lassen ihn hier unbeobachtet liegen. *Schau, da ist wieder einer.* Darin kommt alles zum Vorschein, das Typische der Persönlichkeit breitet sich aus wie eine Lache. Da kann dann einer sagen, was er will, *ich sehe, was ich sehe – und zwar genau!*

Frank nennt diesen inneren Maßstab oder Kompass *mein Musterbuch*. Es enthält eine offene Sammlung an Gesichtern, Ausdrücken, Empfindungen, Gerüchen, Intonationen, *schwer zu sagen*, was da alles noch mitspielt. Aber mit dem Nachschlagen klappt es im entscheidenden Moment immer, ohne den Umweg über das Wort zu nehmen. Eines der untrüglichen Merkmale sind die Hände, ihre Spannkraft und Griffigkeit, ihre Größe, ihre Geformtheit als Ganzes, die Proportionen, die Vorhut der Finger, Kuppen und Nägel, ja, und die Art, wie sie zum Glas greifen oder sich am Tresen festhalten. In den Gesten, in einer bestimmten Attitüde ist das ganze Programm eines Lebens einbeschrieben, *ich weiß, was ich sage*.

Das Bild, das durch eine innere Erschütterung mit der Resonanz der Erinnerung übereinstimmt, ist jedoch beweglich, es ist elastisch. Der Entwurf hat Spiel. Bald überwiegt das eine oder andere, das Einzelheiten betont. Bald überstrahlt ein annähernder Gesamteindruck Kleinigkeiten, die im atmosphärischen Rundum vernachlässigt werden. Die launischen Konstellationen dieses Puzzles sind auf einen Blick erkennbar, *aber ich bilde mir darauf nichts ein. Meine Intuition macht Ordnung, ordnet zu und ordnet ein.* Frank sagt das alles so nebenbei, während er an einem der Tische die Bestellung aufnimmt und ein Karaoke-Register aushändigt. Ist an Frank ein verkappter Esoteriker verloren gegangen? Anna hat ihre eigene Meinung.

Wenn Frank vollkommen nüchtern ist, strahlt er eine uneingestanden Hoffnung und Bereitschaft aus, noch einmal überrascht zu werden von einer plötzlichen Erscheinung, einer unbeschreiblichen Ausnahme, die den Filter seiner Weltanschauung und seine angebliche Menschenkenntnis aus den Angeln hebt. Eine außergewöhnliche Gegenwart, die seine gesammelten Erinnerungen übertönt. Françoise oder Daisy: Das war einmal.

Ich brauch Tapetenwechsel, sprach die Birke, ich brauche frischen Wind um meine Krone...

Wie oft sind sie dieselbe Strecke gefahren, gerade in den vergangenen Monaten. Inzwischen kennen sie jede Kurve, Abzweigungen lassen sie links liegen, sie nehmen ihren gewohnten Weg. Die Lichtspiele in ihrer eigentümlich hiesigen Färbung, die abrupten Wechsel der Gewitterfronten und ihre Auflösungen aus heiterem Himmel überraschen nicht mehr, und auch die Allmählichkeit der Übergänge zwischen hell und dunkel, wenn es Nacht wird, sind ihrer Wahrnehmung einbeschrieben. Einmal nur übertrifft hinter dem Massif des Maures nach einem flutartigen Guss ein dreifaltiger Regenbogen für kurze Augenblicke alles, was sie je zu Gesicht bekommen haben. Michael hat den Farbfilm vergessen. Schade!

Wann immer sich Gelegenheit bietet, fahren sie in den Süden in ihr Haus, das an Behaglichkeit zusehends gewinnt. Clemens sagt sich zwar keine besonderen handwerklichen Talente nach, aber unter der Hand holt ihn Begeisterung ein, wenn er erlebt, wie das Haus vor seinen Augen Form annimmt.

Elena bringt die unerschöpfliche Reichweite ihrer Vorstellungskraft ein. Sie ist in ihrem Element, ja, sogar größere Anstrengungen entlocken ihr entschiedene Züge einer ungebrochenen Jugendlichkeit. Leichterding gelingt es ihr, die Handwerker von ihren Plänen zu überzeugen. Wenn sie mit den Händen und unter der Zuhilfenahme von Skizzenblatt und Stift ihre Entwürfe begründet, hören sie gespannt zu. Sie fühlen sich herausgefordert, auch Unmögliches möglich zu machen. Marcel, ein junger Steinmetz, hält mit seinen eigenen Einfällen nicht hinter dem Berg, und so ergeben sich bei Wurst, Brot und Wein vergnügliche Unterhaltungen, nicht zuletzt über die Wahl geeigneter Materialien.

Das Haus ist das Thema. Es ist aber auch ein glücklicher Widerstand, an dem sich die gemeinsame Tiefenschärfe zwischen Traum und Wirklichkeit zu bewähren hat. Selten haben sie derart gut miteinander reden können. Die Wörter fügen sich und gehen in Minne auf. Sie ergänzen sich, sie gehen einander an die Hand. Sie tun sich jeden Gefallen, um vorwärts zu kommen. Jede erreichte Etappe macht Freude. Ein eingezogenes Wandstück, die neue Treppe, Farben, die in ihrem Kolorit und im pastosen Auftrag jedem Zimmer ein unverwechselbares Gesicht verleihen, werden gefeiert. Elena dokumentiert die Stadien exemplarisch in Wort und Bild.

Sie berühren sich im Vorübergehen, sie deuten Küsse an, wenn Elena auf der großen Leiter steht und Clemens unter der Türe fragt: Wo ist das Metermaß, meine Mignon?

Das habe ich mir ganz anders vorgestellt!...

Es habe ihm nie eingeleuchtet, dass die kürzeste Strecke zwischen zwei Punkten ausgerechnet eine Linie und nichts anderes als eine direkte Gerade sein soll. Der Satz widerspreche ja flagrant jeder Lebenserfahrung und jeder Empfindung, meint Igor heute Abend an der Bar. Reine Theorie, eine voreilige Vereinfachung, die mit Sicherheit von einem Schreibtisch stamme, wo die organische Beweglichkeit und die Wechselhaftigkeit fluktuierender Standpunkte leichtsinnig ausgeblendet werden. Nicht einmal in der Wüste hält die unglaubliche Behauptung der wachen Wahrnehmung realer Verhältnisse stand, wenn Dünen auf einmal zu wandern beginnen und eine Änderung der Marschrichtung verlangen. Und erst auf der Flucht, nie gerade aus, hörst du!

Selbst wenn zur unmittelbaren Orientierung ein erster und ein zweiter Punkt, sagen wir, Anfang und Ende vorbestimmt sind, scheinen unterwegs immer weitere Punkte auf, die in ihrer momentanen Bedeutung nicht vernachlässigt werden dürfen. Der unbeschriebene Fleck sitzt in den Augen, er reist als blinder Passagier ungefragt mit und pflanzt sich in die Außenwelt fort. Licht nur der Spur nach, aber lauter Verführungen an jeder Weggabelung. Und erst das Leuchten und das Lächeln in den Augen, ein wunder Punkt. Schon wieder stellt sich ein Aufenthalt ein, der nicht vorgesehen war, für kürzere oder längere Zeit. Selbst wenn wir annehmen, das gegenüberliegende Augenpaar sei das einzige Ziel, auf das zugegangen wird, tun sich ja dahinter und darunter ganze Welten auf, die keinen Aufschluss über einen zuverlässigen Anhaltspunkt geben.

Geheimnisse und nur Vermutungen, die auf die falsche Fährte locken, Mehrdeutigkeiten und Mehrheitlichkeiten, die Verwirrung stiften. Diese auf einen Punkt zu bringen, gelingt nicht. Wo kein Punkt auszumachen ist, wo bleibt da die Gerade?

Bis dahin sind ihm nicht alle gefolgt. Sie haben den einen Punkt schon aus den Augen verloren. Nur keine Angst, beschwichtigt Igor, feste Standpunkte gibt es nur als vorläufige Möglichkeit und als Folge einer Entscheidung, weil alles wirklich alles immer in Bewegung bleibt. So kann Igor selbst ohne Ranküne abends an der Bar einer Meinung widersprechen, die er am Morgen beim Zeitungslesen noch vehement vertritt.

Jedem das seine, ich bleibe dabei!...

Er ist krank geschrieben. Die Untersuchungen wollen kein Ende nehmen. Die Symptome kommen und gehen, bald akut und unerträglich heftig, bald abgeschwächt und harmlos. Sie ergeben kein klares Bild. Die Ärzte stehen vor einem Rätsel. In den milchig aseptischen Spitalgängen und in der Cafeteria während der Pausen wird häufig der Fall Fleck ver-

handelt. Christian Fleck, sagt die Oberschwester Hildegard, ein brillanter Anwalt um die 40, Single, mit eigenbrötlerischen Zügen. Schizophrene Schübe? Eine Depression? Ein Burnout? Eine narzisstische Kränkung?

Viele Begriffe stehen im Raum, ohne dass ein entsprechender Nachweis die wirkliche Ursache treffen würde. Eine neuronale Inkongruenz die Vermutung macht inzwischen die Runde. Die Impulse der unmittelbaren Wahrnehmung verpassen dabei ihr Ziel oder erreichen es erst gar nicht. Momentane Lücken und Abwesenheiten sind die Folge, bei denen die Informationen im Cortex anscheinend nicht verarbeitet werden.

Eine eindeutige Diagnose für diese Unbestimmtheiten, die ihn plötzlich befallen, gibt es nicht. Vielleicht wäre es einfacher und tröstlicher gewesen, wenn es hierfür einen wissenschaftlichen Begriff gegeben hätte. Damit wäre es ihm leichter gefallen, die Seltsamkeiten seines Zustandes anzunehmen. Er hätte mit seiner Krankheit umgehen können, so zu sagen von du zu du.

Zu Beginn schenkt er den Anzeichen wenig Aufmerksamkeit. Die zufälligen Schübe bleiben vereinzelt, so dass sie unbesehen zu verdrängen sind. Mit einer wirsichen Bewegung der Hand, dessen Rücken über die Augen fährt, oder durch einen leichten Druck des Zeigefingers auf die Lider verscheucht er den Anflug, als könnte sich dadurch die augenblickliche Trübung aufhellen.

Die Streifungen wiederholen sich in zunehmend kürzeren Abständen. Er erinnert sich, wie das Naheliegende sich seinem Zugriff entzieht. Vor dem Büchergestell etwa, das zu schwanken scheint, wird die eingespilte Distanz zwischen ihm und den anwesenden Vertrautheiten verrückt. Damit beginnt es. Mit einer angeworfenen Unschärfe, aus der er zurückfindet, wenn es ihm beim zweiten Mal gelingt, den gewählten Band zur Hand und aus dem Gestell zu nehmen. Hat er einer schleichenden Müdigkeit und Erschöpfung zu wenig Beachtung geschenkt?

Die Symptome verschärfen sich. Die einfachen Gegenmaßnahmen versagen immer häufiger. Jetzt fallen auch die Buchstaben und ganze Zeilen aus. Der Kontrast will sich nicht mehr einstellen, die schwarze Füllung des typographischen Körpers zerfließt, blutleer bleiben diffuse Zeichen zurück und versinken in einem unterschiedslosen Grau einer fahrigen Fläche. Keine Brille hilft. Immer wieder muss er sich hinlegen, um den Zustand des verwirrenden Flimmerns über sich ergehen zu lassen.

Die gewohnte Abstimmung zwischen der fassbaren Nähe und der abschätzbaren Distanz fällt aus. Die einzelnen Eindrücke folgen nun derart schnell aufeinander, dass sie sozusagen immer im Fluss bleiben. Keiner hebt sich nun von einem andern deutlich ab. Die rastlose Folge reißt ihn mit, ohne dass er selbst noch zu Bewusstsein käme. Es gibt keine nennens-

werten Trennungen, keine Zwischenräume und keine Binnenschärfe mehr. Auf Proportionen und Perspektiven ist kein Verlass. Er selbst kann sich seinen Standpunkt nicht mehr vergegenwärtigen. Es gibt keine Figur und keinen Grund mehr. Er kommt sich zusehends abhanden.

Das kommt überall vor, mach Dir keine Gedanken!...

Ich habe ein Zeichen erwartet, verstehst du, ein unmissverständliches Zeichen. Ruth will ihr Herz sprechen lassen, aber sie gelangt über diesen ersten Satz nicht hinaus. Der Sprachfluss widerspricht schmerzlich einer Direktheit, der sie treu bleiben möchte. Seit Tagen versucht sie einen Brief zu schreiben, um die Augenblicke einzufangen, in denen das Zeichen ausgeblieben ist. Immer wieder, die ganze Zeit, kannst du dir das vorstellen? Die einzelnen Szenen, bis in kleinste Nuancen ziseliert, verdrängen den lebendigen Verlauf und frieren einen vernichtenden Gesamteindruck ein. Damals, erinnerst du dich? Es gibt so viele Beispiele, ach, lauter Beispiele, es ist zum Verzweifeln! Wenn sie eines auswählt, fällt ihr sogleich ein weiteres zu. Eines müsste genügen, das den eindeutigen Befund erhärtet. Zwar hat sie alle versuchsweise hingeworfen, Wort für Wort in Erwägung gezogen, aber vor einer Aufzählung schreckt sie zurück. Wenn sie unvermittelt zu einem Vorwurf ausholt, gerät er ihr zu heftig.

Fragen zu stellen, verwirft sie. Fragen, die auf dieses entscheidende Moment hinweisen, in dem sie glaubt, dieses ausdrückliche Zeichen erwarten zu dürfen, genau jetzt müsste doch jeder auf den Gedanken kommen, es spüren, es merken, ja, das kann einem nicht entgehen, dass das Zeichen, ein leiser Wink, nicht ausbleiben darf. Aber eben. Sie nimmt ein neues Blatt und schreibt: Lieber Valentin. Schon stutzt sie. Lieber Valentin? Lieber ohne lieber.

Ich schieß' dich auf den Mond und unsere Träume hinterher!...

Drei Tage genügen, um aufgenommen zu werden, drei Monate reichen aus, um nicht mehr dazuzugehören und nicht mehr mitzukommen. Zu vieles wäre uns entgangen. Inzwischen könnte die Bar verkauft worden sein, der Besitzer hat das Gesicht oder das Geschlecht gewechselt. Igor hat sich aus dem Staube gemacht, und Frank ist von der Bildfläche verschwunden. Das ist aber eine Weile her, sagen sie schon nach einer Woche. Sie wollen einander nicht aus den Augen verlieren. Etwas fehlt ihnen, wenn die vertraute Anwesenheit ausbleibt, wenn ihnen die Gewohnheit einer unmittelbaren Gegenwart zur Rechten und zur Linken entzogen wird. Leere Barhocker bringen das Gleichgewicht empfindlich ins Wanken.

Wie üblich treten sie ein und beginnen – nach einem Gruß oder einem Kuss – aufeinander einzureden, so als hätten sie sich gestern Abend gar nicht voneinander verabschiedet. Unterbrüche würden gegen das ungeschriebene Gesetz der nahtlosen Fortsetzung verstoßen und ihren Zusammenhalt unangenehmen Gefahren aussetzen. Lücken nämlich werden so verstanden, als hätten sie einander gar nicht nötig, als könnten sie wirklich aufeinander verzichten, jedenfalls in diesem offenen Zugeständnis an ihre gemeinsame Zwischenzeit an der Bar.

Fällt die schöne Regelmäßigkeit aus, kommen Zweifel oder gar Misstrauen auf. In einem Mal ist ihnen völlig unklar, wo sie anknüpfen sollen. Wenn sie einander nicht täglich zu Gesicht bekommen und umarmen können, fühlen sie sich verloren. Sie sind Teile eines ganzen Körpers, der nicht zu häufig fremdgehen darf. Dadurch wird ihnen der rote Faden entrissen, und hilflos versuchen sie neu anzufangen. Denn durch diesen plötzlichen Entzug müssen sie die Stimmung für das erwünschte Verständnis erst wieder erschaffen, von Grund auf. Wer hier nicht auf dem Laufenden bleibt, ist sich seiner Anhängerschaft nicht sicher.

Auf dem Tresen liegen die Tageszeitungen. Sie blättern sie durch, kommentieren die Bilder und Schlagzeilen, besonders dann, wenn ihr Lieblingssänger in Verruf gerät – Eros Ramazotti etwa um das Recht, seine Tochter Aurora zu sehen, bangen muss – oder eine Filmschauspielerin, wahrscheinlich geliftet, mit ihrem gegenwärtigen Lover abgelichtet wird. Sonja liest Horoskope vor, mischt aber Einschränkungen und Ergänzungen ein, weil der Aszendent nicht berücksichtigt wird, was in ihren Augen einer reinen Mogelei gleichkommt.

In das Sommerloch fallen die Sensationen. Der Ätna – gefährlicher als angenommen? Die Frage steht über einem großen Bild. Dichte Aschewolken stiegen am Samstag aus dem Hauptkrater des Vulkans auf. Bewohner der Städte Catania und Zafferano mussten evakuiert werden. Das ausgeworfene Magma lässt Schlimmeres befürchten. Der heiße Erdmantel scheint immer näher an die Oberfläche aufzusteigen. Durch eine vermischte Meldung entsteht ein verbindendes Moment, um das sie kreisen: Apokalyptische Sonnenanbeter sollen sich in ihrem Tempel eingeschlossen haben. Und einer unter ihnen, von Sinnen, legt Feuer. Das Portrait des Großmeisters kommt ihnen bekannt vor, ja oder nein, das könnte Lukas sein. Die Leichen sehen schrecklich aus. Es ist nicht zu fassen.

Welt und Geschichte lassen sie indes meist unberührt. Das Geschehen des Tages wirft nur eine hämische Zwischenbemerkung ab, Politik, dass ich nicht lache, die Steuern steigen und die Zigaretten werden immer teurer. Sie werden von der Geschichte im Stich gelassen.

Geschichte, das machen andere. Sie halten sich an die Überschaubarkeit ihrer eigenen Verhältnisse, da weiß man, was man hat. Sie legen sich mit einer Welt an, an der es nichts zu ändern gibt, wenn man denkt, wie viele Gründe sich finden lassen, mit Gott und der Welt, dem Staat und der Stadt zu hadern. Die Anderen machen ohnehin, was sie wollen, sagen kann man, was man will, Hauptsache aber, es ist gesagt. Laut und deutlich. Insgeheim wünschen sie sich nur eines: in Ruhe gelassen zu werden. Sie wollen nicht mehr sein als sie sind und das ist, unter uns gesagt, schon anstrengend genug. Wenn es einem gelingt, zu einer lebenslänglichen Invalidenrente zu kommen, wird gefeiert.

Wer hier dazugehört, hat einen Vertrag unterschrieben. Jede und jeder ist dem Anderen Augenzeuge. Am Ausgang hängt ein metallener Kasten mit nummerierten Schlitten. Jede und jeder hinterlegt als Zeichen ein Pfand. Diego hat die Nummer 36, Marion die 15. Das bringt Glück, sagt sie im Weggehen, wenn sie das Kleingeld einwirft und abgibt wie einen Obolus. Das Geld fällt wie der Satz. Dagegen kann niemand anreden. Die Währung ist gedeckt; sie haben ihre eigene Bank.

Wenn einer wie Valentin wieder einmal zu viel getrunken, zu laut geredet hat, verschwindet er für ein paar Tage. Sie schauen, sie kommen zu sich und bringen den Schatten, den sie hinter dem Licht gewittert haben, ins Trockene. Sie versorgen ihr Gegenteil, das sich von ihnen gelöst zu haben scheint, an sicherer Stelle in ihrem Innern. Sie treffen mit sich die herkömmliche Vereinbarung, wie gehabt. Wenn sie am heimatlichen Tresen wieder erscheinen, entschuldigen sie sich. Bei Frank. Keine Ursache, das kennt er – und darauf einen Jägermeister.

Wem sagst Du das?...

An Michael erinnert sich hier kaum jemand mehr, außer Anna und Igor. Die Ladenbesitzer und Handwerker aus der näheren Umgebung, die wie damals am frühen Morgen unter sich am runden Stammtisch sitzen, erkennt Michael jedoch sofort wieder. Heinz, der Klempner, von der Zeit an Ort geschürft, blickt auf und stutzt. Michael bestätigt seine Vermutung mit einem zustimmenden Kopfnicken. Ich bin es. Fragen liegen auf der Hand.

Wie lange ist das nun her? Sieben Jahre, neun Jahre, kann das sein? Igor entfaltet seine Vorliebe für die Führung einer Chronik, lässt Namen fallen und bringt Biographien, so gut es geht, ins Spiel. Und was ist aus dir geworden? Arzt, Kanada, an die wesentlichen Punkte erinnert sich Igor genau. Ophthalmologe an der Universitätsklinik Montréal, ergänzt nun Mi-

chael. Mein Vater feiert morgen seinen siebzigsten Geburtstag, aber er weiß nicht, dass ich hier bin. Es soll eine Überraschung werden.

Michael geht die zwei, drei Stufen hoch, um den hinteren Teil der Bar zu besichtigen. Karaoke, das ist es zu seiner Zeit noch nicht in Mode. Flipperkasten, Spielautomaten, ein Fußballspiel, ein etwas ausgedienter Billardtisch in der Mitte des Raumes, das aber gab es wohl. Und eine Jukebox in der Ecke, die alle damals aktuellen Titel enthielt. An der Decke hängt der amerikanische Ventilator immer noch, dessen Propellerflügel offensichtlich ausgewechselt wurden. Freitagabend, Samstagabend, Treffpunkt Tipptopp, abgemacht.

Michael nimmt an einem der runden Tische Platz und bestellt ein Bier. Hier also hat sich eine Spanne seiner jugendlichen Vergangenheit abgespielt, eine Klammer, die ihm nun als geschlossen und fast unzugänglich erscheint. Die Erlebnisse, von der Erinnerung gekämmt, drängen vor; das körperliche Befinden versetzt ihn in die damalige Lebenslage zurück.

Eine Zeit des Aufschubs und der Langeweile ist es, die es zu vertreiben gilt. Noch wissen er und seine Kumpel nicht, wohin mit sich selbst. Das wird sich alles erst weisen. Im Spiel sind sie einander Gefährten. miteinander, untereinander, gegeneinander spielen und Bier trinken, noch eines auf den Heimweg. Die Lautstärke der Jukebox aufdrehen, mitfiebern, mitsingen, den unsichtbaren Grenzen ein abendliches Schnippchen schlagen, einander anstacheln, anrempeln und zu vorgerückter Stunde in den Brunnen auf dem Hauptplatz werfen. Freundschaften, Handgemenge und erste Eroberungen, ein Abenteuer im Halblicht, das ihnen das Geheimnis der Mädchen entschlüsseln soll, die ihren Spielereien wenig abgewinnen können. Außer Katja, die vor seinem inneren Auge wieder auftaucht. Wenigen gelingt es, sie beim Flussballspielen zu schlagen, keiner ist ihren unverblühten Zwischenbemerkungen gewachsen.

Hier warten sie in losem Bunde, den das Schicksal an einem Wohnort schließt, auf die Zukunft, auf den entscheidenden Punkt, an dem der Ernst des Lebens beginnen wird. Diese Zwischenzeit liegt hinter ihm. Doch lassen ihn seine Gedankenbilder auf der Stelle daran zweifeln, ob es je begonnen hat, sein Leben, oder ob er nur zufällig zu etwas anderem übergegangen ist, indem er an einen andern Ort versetzt wird. Nach Montréal, wo er Catherine geheiratet hat. Sie ruht sich im sechsten Monat schwanger im Hotelzimmer etwas aus. Und Paul? Igor kommt wieder zu Wort. Der hat meines Wissens nur den Stadtteil gewechselt. Michael steht auf und bezahlt. Hat dieses Kapitel in seinem Leben nun ein Ende gefunden? Oder bleiben einzelne Bruchstücke dem weiteren Lauf einbeschrieben? Vielleicht wird er Paul heute noch anrufen, Paul Imfeld, sein ehemaliger Jugendfreund, um zu erfahren, wie ihm das Leben mitspielt.

Lass doch, das fällt hier niemandem auf!...

Zu einem wirklichen Ende kommt man ja nie, wenn man sich wie wir bedingungslos auf ein Haus einlässt. Sie sagt es zu ihrer Jugendfreundin Felicitas, während sie bei Kuchen und Tee in einer kleinen Konditorei in Le Plan de la Tour die Fortschritte des Umbaus Revue passieren lassen. Felicitas ist Textildesignerin und wird ein paar nützliche Ratschläge geben können.

Jede Ankunft im Süden und ein erster Gang durch die renovierten Räume hinterlassen immer wieder einen zwiespältigen Eindruck. Über das bereits Erreichte herrscht Freude, gar Stolz kann sich einmischen, wenn Geleistetes durch die Trennung etwas verblasst ist. Überall jedoch lauern Mängel auf, die einer Ausbesserung oder der Fertigstellung noch bedürfen.

Simse und Leisten rufen nach einem weiteren Anstrich. In den Kästen fehlen zusätzliche Regalbretter, und die Kacheln für das Bad der Gäste sind noch auszuwählen. Und erst der Garten! Elena wird ungeduldig, während Clemens schnell einmal zufrieden gestellt ist und zur Muße mahnt. Irgendwann nämlich stellt sich der Eindruck ein, dass das Haus nun mehr oder weniger fertig umgebaut ist. Jedenfalls sind sie aus dem Größten heraus.

Wenn sie ankommen, ihre Koffer, die neuen Anschaffungen und weitere Kisten voller Bücher ausgeladen sind, macht Clemens im offenen Kamin ein Feuer. Er tut es mit Hingabe, jedem Handgriff lässt er mit Bedacht seine Bedeutung zukommen. Kleinholz verdichtet, die Scheite geschichtet: Papier oder Zeitungen zu verwenden, verbietet ihm seine Könnerschaft, die er liebend gerne jedes Mal auf die Probe stellt.

Im Spätherbst und im Winter verbindet sich damit eine Notwendigkeit; das Feuer strahlt eine anheimelnde Wohligkeit auf den Wohnraum aus. Auf dieses Amüsement wird auch im Sommer nicht verzichtet. Ein Feuerchen ist fällig, sagt Clemens, reibt sich die Hände und schafft Holz herbei. Eine Weile wird die Entwicklung am Züngeln der Flammen begutachtet, dann schenkt Clemens ihnen beiden ein Glas weißen Porto ein.

Während sie noch auf der Baustelle leben, geht mit dem ersten Schluck ein gegenseitiger Zuspruch einher. Das Zeichen des Auftaktes ist gesetzt. Sie wissen, was zu tun bleibt. Sie überschauen die Zeitspanne ihres Aufenthaltes und nehmen sich wie immer zu viel vor.

Jetzt aber, da das Haus als bewohnbar betrachtet werden kann, wie Felicitas meint, geben Planung und Bau ihrer traulichen Gemeinsamkeit keinen Halt mehr. Das Projekt verliert an Anziehungskraft. Das hat doch noch Zeit, Clemens hat es auf der Zunge. Er versucht damit auch ihren Al-

tersunterschied zu überspielen, der sich gerade während der entscheidenden Phasen der Arbeit bemerkbar macht. Elena kann sich auf ihre Kräfte verlassen, die manchmal unerschöpflich scheinen, weil ihre Motivation durch nichts gebremst wird, während Clemens ohne Siesta nicht auskommt. Er schreibt es mit Humor den südlichen Gepflogenheiten zu.

Bis später!...

Wenn sie an der Bar in ein Gespräch verwickelt sind, sollte man nicht unbedingt versuchen, sich einzumischen. Die Haltung und Zuneigung ihrer Körper zeigen mit aller Deutlichkeit, dass sie jetzt bitte nicht gestört werden wollen. Katja und Mirjam sind heute ein Herz und eine Seele, Mirjam geht auf Jan ein, und offensichtlich verstehen sich Roman und Valentin blendend. Fragen aufzuwerfen, verletzt den Zwischenraum.

Auf den Übergriff reagieren sie äußerst ungehalten, so als wäre ein Fremdling in ihr Territorium eingebrochen, denn was sie genau in dieser Ausgenommenheit alles Zeitlichen miteinander austauschen, lässt sich nicht mit andern teilen. Wenn ihnen an dieser Stelle jemand ins Wort zu fallen wagt, verlieren sie den Verlauf ihrer Redseligkeit aus den Augen. Die Augen sind es, welche die gegenseitigen Pole einer unbeschreiblichen Spannung aufrechterhalten, ein imaginäres, aber erlebtes Feld, in das nicht eingedrungen werden darf. Was durch dieses Hin und Her entsteht, lässt sich nicht abbilden und schon gar nicht beschreiben. Die Sprache übernimmt zwar die Trägerschaft, sie schlägt die Brücke über den bedächtig dahin gleitenden Fluss, eher ein namenloses Gebilde, das sich wolkengleich kurzfristig zusammenballt, in der Beliebigkeit des Dialoges aufgeht, um sich nun durch das ungetrübte Einverständnis wieder aufzulösen, denn am liebsten haben sie unter sich reine Luft.

Sie stoßen sich ab, sie ziehen sich an, sie nehmen sich zusammen oder lassen sich gehen. Sie stellen nur fest: alles klar. Sie nehmen keinen Vergleich zu Hilfe. Ihre Körper kommen zur Sprache, ohne dass sie sagen könnten, wie ihnen geschieht. Am einfachsten ist es, wenn ein Wort das andere gibt, jeder Einwurf wie ein Kinderspiel den folgenden Nachsatz auslöst, so dass keine Denkpausen aufkommen. Das Thema spielt keine Rolle, sie brauchen nur der Fährte zu folgen.

Heute reden sie, je länger der Abend wird. Sie reden dahin und daher, um dem Wunder eine Bresche zu eröffnen. Das Wunder treibt im Guss ihrer Redseligkeiten und zeigt ihnen meistens die kalte Schulter. Nur manchmal gibt es sich scheinbar zu erkennen, es ist nicht ganz zuverlässig, dieses seltsame Wunder, es muss sich noch eindeutig bekennen. Der erste Griff geht meistens daneben, darum reden sie nun weiter. Während sie et-

was sagen, denken sie ununterbrochen an das Wunder. Es schwimmt mit, es ist wie im toten Meer, jede Bewegung erübrigt sich, es trägt, erträgt alles. Der unermüdliche Versuch lässt es zu. Ausdauer zu haben, lohnt sich, und das Wunder findet auf der Stelle statt.

Reden und reden lassen halten das Treibgut über Wasser. Wenn überhaupt etwas geschehen kann, dann eben das Wunder. Plötzlich bricht es aus, es bricht ein, siehst du, hast du nicht gehört, auf der letzten Silbe hat es sich wie ein Kuss auf die Zunge gelegt, ein heimliches Zirpen, Schnalzen oder Jauchzen, das unheimlich leise die Zärtlichkeit der Zukunft verheißt, ein angeblich unbedeutendes Wort, das ein weites Feld der Erfüllung verspricht. Schau nur, die ganze Welt liegt dir zu Füßen, Platz da, das Wunder kommt. Oder ist es gar ein plötzliches Verstummen, das in den Augenwinkeln den Pulsschlag einer unvergesslichen Nacht vorwegnimmt?

Wenn das Wunder ausbleibt, stellt sich die gebräuchliche Frage: Was trinkst du? Damit beginnt alles gut. Ein Schluck und der Augenblick sind eins. Er fließt in ein Spiel, in den Tanz über, und die Wörter sind das Schlagzeug, das die Flussfahrt der Gefühle begleitet. Jetzt kommt Wind in die Gespräche. Sie breiten sich aus wie der Lichteinfall im Glas und bilden ein zerstreutes Spektrum, das in ihren Augen das Weitere sucht.

Du, du bist, du bist halt so, wie du bist. Wahrlich, Reden kann direkter nicht sein. Ist damit das Wunder gemeint? Der Anwurf hat Sprengkraft, die Folgen sind nicht in jedem Fall vorauszusehen. Frank ist in diesem Augenblick auf alles gefasst und wie ein Dompteur, der von wilden Tieren umstellt ist. Zu vorgerückter Stunde ausgeworfen, hingeschleudert, wenn schon, dann schon, mitten ins Gesicht, ich sage immer, was ich denke. Ein so deutliches Du trifft das Leben am Nerv, an der Nabelschnur – und kann zu einer unwiderruflichen Beleidigung werden. Ein einziges Wort sagt nun in der Tat alles oder lehnt derart einschmeichelnd herüber, dass es verdunstet, bevor es den empfindlichen Nacken streift.

Werden die Gespräche wieder einmal heftiger, wird jemandem der schwarze Peter zugeschoben. Aufgepasst, schon zu spät. Alles wird nun auf einen Kopf gesetzt. Kein Wort, selbst wenn es zurückgenommen wird, bleibt in diesem Fall unwidersprochen. Jetzt gibt es nur noch ein Dafür oder ein Dagegen. In solchen Momenten der Zuspitzung hütet sich auch Roman, den unbeteiligten Schiedsrichter zu spielen. Sie weichen von ihrer Meinung, die sie vollkommen verkörpern, nämlich kein Jota ab. Da hilft auch kein weiteres Bier. Erst am folgenden Tag nehmen sie geringfügige Korrekturen auf die leichte Schulter. Eine Partie Versöhnung wird gespielt. Aber zum Thema ist das letzte Wort gefallen, daran wird mit Sicherheit nicht geschraubt.

Ihre Worte machen eigentlich keinen Sinn, aber sie haben eine klare

Richtung. Sie sprechen die Sinne an, sie gehen wie unsichtbare Transmittermoleküle von Körper zu Körper – und nicht selten unter die Haut. Denn die Tiefe, so ist es, berührt und betrifft sie. Oberflächlich wollen sie nicht sein, das wäre am eigenen Leib nicht auszuhalten. Wer einmal als oberflächlich eingestuft ist, wird mit Verachtung oder Gleichgültigkeit bestraft. Und lässt sich nicht mehr blicken wie Adrian, der sein Stammlokal gewechselt hat. Es liegt ein paar Straßen weiter.

In dieser Stadt kenn' ich mich aus, in dieser Stadt war ich einmal zuhaus...

Ein einfaches Wort gibt es nicht. Igor sagt es mit apodiktischem Gestus. Ein Wort gilt nur im Doppel seiner Bestätigung, einmal im Rausch, dann in vollkommener Ernüchterung. Einmal als Eruption einer gedankenlosen Begeisterung, wenn alles außer Kraft gesetzt ist, was seine hemmungslose Direktheit behindern könnte, dann aber wenn es wirklich zur Sache kommt. In vino veritas, nach Alcäus, das kennt doch jeder. Nur wer am folgenden Tag noch zu seinem nächtlichen Wahnsinn steht, weiß, was er sagt, was er gesagt hat; was das zur Folge hat, ist Ernst zu nehmen.

Die näheren Angaben, die preisgegeben werden, müssen am nächsten Morgen noch dieselben sein, wenn Grenzen unerkannt überquert oder Freunde aus Verließen befreit werden sollen. Beim zweiten Mal darf jedoch kein Wein im Spiel sein – und auf keinen Fall Gebranntes. Jetzt muss alles klar gemacht werden wie lauterer Quellwasser.

Die Örtlichkeiten der jeweiligen Verabredung dürfen nicht die gleichen sein, das könnte auffallen. Darum kommt es hier an der Bar auch nie zu Geschäften oder lebenswichtigen Entscheidungen. Wer sich wiederholt, ein drittes Mal auf etwas zurückkommt, ist entlarvt. Damit wird man in eine Falle gelockt, die einem das Leben kosten kann. Du übertreibst. Roman hat den Vorwurf auf der Zunge, aber er hält sich zurück. Die Vergleichbarkeit von entsprechenden Situationen fehlt ihm. Genau, das ist es, mokiert sich Igor, die einzelnen Situationen sind einzigartig und außergewöhnlich, weil es um das Überleben geht. Man weiß nur, wie man sich verhalten muss, weil man den Ernst der Lage am Umgang mit dem Wort erkennt. Und an nichts anderem. In diesen Fällen sind Mimik oder Gestik, Tonfall und Ausdruck keine dienlichen Hinweise. Nur auf die Wiederholung des Erkennungswortes ist Verlass. Ein Mann, ein Wort: daran sind immer zwei beteiligt.

Eins und eins macht zwei, die Liebe ist selten dabei...

Er stellt fest, dass auf seine Zeichen nicht eingegangen wird. Immer wieder habe er versucht, sich auf unausgesprochene Wünsche einzustimmen, ihnen gar zuvorzukommen, aber offensichtlich habe er den richtigen Augenblick verpasst, da er seine Zeichen hätte einbringen müssen. Ernstzunehmende, verbindliche Zeichen, betont er. Seit Tagen versucht Valentin einen Brief zu schreiben. Er zwingt sich abends an den Tisch, überfliegt die Entwürfe vom Vortag, ergänzt, ersetzt, spitzt zu. Dann aber sitzt er nach kurzer Zeit wie gelähmt auf dem Stuhl. Schon fallen ihm die üblichen Fluchtgedanken an. Er möchte letztlich nur etwas klar stellen, ohne ausführlich zu werden. Er verscheucht die einzelnen Situationen, an die er sich genau erinnert, weil er in jedem Fall über die Notwendigkeit oder gar Tauglichkeit von Zeichen schlechthin zu zweifeln beginnt.

Er versteht immer weniger, wie Erwartungen überhaupt entstehen, sich wortlos einschleichen, eine unerklärliche Spannung aufbauen, die nur durch ein bestimmtes Zeichen aufgefangen werden kann. Er sieht auch nicht ein, warum immer ihm die Rolle zukommt, die erwarteten Zeichen zu suchen und aus der Luft zu greifen, im Vorüberziehen erfasst und gesetzt. Anstrengend sei es, den Augenblick ja nicht zu verpassen, in den die erlösenden Zeichen zu fallen hätten. Immer ich! Unbedingt und ohne Berechnung, spontan sozusagen.

Seine Überlegungen, von aufsteigendem Missmut gefärbt, entfernen sich von seinem Entschluss, diesen Brief tatsächlich zu schreiben. Er steht auf, geht in die Küche. Da gibt es kein Bier. Das kommt ihm wie am Tag zuvor gelegen. Er wirft einen Mantel um. An der Bar wird er sich ablenken lassen oder endlich einen versprechenden Einstieg finden, um seinen Brief verfassen zu können. Im Notfall weiß Roman Rat.

Das ist mir gar nicht aufgefallen, siehst Du!...

Ja nicht vordrängen, in dieser heiklen Situation. Weder das erste noch das letzte Wort haben wollen. Da stehen, Arme und Hände dicht am Körper entspannt hängen lassen, den Boden standfest unter den Füßen. Du hast von allem nichts gewusst!

Keine Fragen stellen, den Blick demütig zur Erde gesenkt, warten, bis die genauen Anweisungen erfolgen. Und vorwärts Marsch, nach der Pfeife tanzen, keine Fisimatenten, Schritt für Schritt im vorgegebenen Takt, die Fahne, den Hut grüßen, Ehre sei Gott und dem Vaterland.

Nur nichts Unpassendes sagen, nach keinen Ausflüchten suchen, keine Rechtfertigungen vorbringen. Wie schnell bist du ertappt, weil auch du einen zentralen Aspekt übersehen hast, der Teufel steckt bekanntlich im Detail, du hast eine bedeutende Einzelheit gerade im Hinblick auf den Zu-

sammenhang und die gewünschte Vollständigkeit gröblich vernachlässigt. Das ist ja unerhört!

Es ist, weiß Gott, nicht der Moment, dich aufzulehnen, zu widersprechen oder gar Gegenvorschläge zu unterbreiten. Zu offensichtlich sind die Widersprüche. Nur keine weiteren Bemerkungen machen, ja nicht belehrend wirken, aufschließen, den Abstand einhalten, eine Nummer fassen und im Vorzimmer warten, bis du aufgerufen wirst,

Der Fall ist nicht neu, seit Menschengedenken ist er mit dem ersten Schriftstück überliefert. Alle, die wie du hier auf der Schwelle stehen, hoffen zugelassen, aufgenommen zu werden im Kreise der ganz Großen, im Parnass auserwählter Namen.

Es ist an dir. Jetzt aber Augen und Ohren auf. Während der Verkündigung deinem Gegenüber gebannt folgen, vollkommen überrascht, als hörtest du diese Worte zum ersten Mal. Nicht in Tränen ausbrechen, auch wenn das Urteil vernichtend ausfällt.

Ach, hättest du uns nur früher benachrichtigt und rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht. Ein Anruf hätte genügt, ein knappes, aber bestimmtes Zeichen in einem etwas weniger fortgeschrittenen Stadium, in der Anfangsphase schon, wir hätten dich beraten, wir hätten dich unterstützen können. Wir haben, du weisst, die nötigen Beziehungen, wir kennen die Besten der Szene, die Spezialisten, die Koryphäen, die Drahtzieher, Meinungsmacher und Shootingstars. Wir hätten im entscheidenden Moment von naiven Schritten, grundsätzlichen Irrtümern, strategischen Naivitäten und ungelenken Patzern abraten und dich warnen können. Aber nun ist es zu spät, wir bedauern, es ist eindeutig zu spät, eingebrockt ist alles, das lässt sich nicht mehr gut machen. Deine nachträglichen Entschuldigungen nützen nichts, jede weitere Erklärung greift zu kurz, Pech gehabt.

Wie kann man nur so unüberlegt vorgehen?...

Bereits nach drei Wochen beschließt Frank entschieden durchzugreifen und reinen Tisch zu machen. Die Besitzerin der Bar, die sich hier ohnehin nie blicken lässt, hat nichts dagegen. Frank hat alle Frauen auf seiner Seite, er kann auf ihre Unterstützung zählen. Am Sonntag wollen sie damit beginnen. Jetzt werden die Wände der Bar neu gestrichen, ein gebrochen mattes Weiß ist bestellt. Das Tipptopp bleibt während einer Woche geschlossen, der unsägliche Mief, der sich hier eingenistet hat, muss raus, aber subito.

Weg mit den ollen Bildern an der Wand, vor allem diese Abendmahlszene, in der Marilyn Monroe in ihrem weißen Kleid in der Mitte einer illustren Schar amerikanischer Filmschauspieler thront. Nur das Trompe-

l'oeil, das der ehemalige Besitzer al fresco auf eine der Seitenwände gemalt hat, wird von der radikalen Bereinigung verschont. Die Ansicht eines paradiesischen Garten nutzt die Verhältnisse des Raumes so, dass der Blick zwischen Buschwerk und überdimensioniert detaillierten Blüten auf eine traumhafte Bucht, das jadefarbene Meer und einen tiefblauen Himmel gelenkt wird, der sich nach den Gesetzen der alten Meister in einem zarten Lichtgelb auflöst. Das ist derart kitschig, dass es gerade wieder gut ist und zu den exotischen Drinks passt, die Frank künftig auf seiner Happy-Hour-Karte aufzunehmen gedenkt.

Was soll denn dieser verstaube Kupferstich da? Dieser ist Frank seit dem ersten Tag ein Dorn im Auge. Weg damit! Lea und Katja wehren sich: der bleibt, ein Wahrzeichen.

Lukas Brandstätter steht in der Manier eines Schutzheiligen vor den Toren der Stadt. Er verhindert während der Feuersbrunst von 1728, dass die Flammen auf den inneren Bezirk der Stadt übergreifen und rettet dadurch vielen Menschen das Leben. Das weiß doch jedes Kind; Anna klärt Frank auf. Brandstätter-Tiegel aus Schokolade mit einem ovalen Medaillon aus Mandelmasse obendrauf gehören zu den bekannten Spezialitäten ansässiger Konditoreien und werden in die ganze Welt versandt. Schokolade ist nun wirklich nicht sein Ding. Frank schlägt widerwillig vor, den alten Hund in den Windfang zu hängen. Dort bleibt er von der Theke aus seinem Blick entzogen.

Wandhohe Spiegel müssen her, gerade im hinteren Teil des Raumes, damit die Sängerinnen und Sänger von allen Plätzen aus zu sehen sind. Tim macht den Vorschlag. So werden auch die Lichtquellen verdoppelt und verleihen dem Raum Tiefe.

Tim schließt die Apparate an und stellt die Mikrophone auf. An die zweitausend Titel stehen zur Verfügung, die in einem Register mit plastifizierten Photokopien eingesehen werden können. Noch arbeitet er mit Disketten, die an Schallplatten erinnern. Hoffnungslos veraltet, dilettantisch und provinziell, befindet Cesare. Seit Wochen liegt er Tim in den Ohren, um ihn von einer neuen Software zu überzeugen, die ohne materielle Bild- und Tonträger auskommt.

Nichts zu machen, warten wir ab!...

Wenn sich die innere Bedrängnis legt und Christian Fleck wieder zu einem Bild findet, vergleicht er seine Schübe mit einem unerträglichen Maß an Wachheit oder Inspiration. Flutartig fallen die Strömungen unzusammenhängender Assoziationen über in herein: eine Andeutung jagt die andere, bis zu ihrer unerkennlichen Verschwommenheit. An manchen

Morgen staunt ein Pfleger über unerklärliche Schlieren auf dem Rücken, als hätte ihn während der Nacht jemand gepeitscht. Christian Fleck beklagt sich nicht.

So muss das Chaos ausgesehen haben, meint Fleck ermüdet, bevor Gott oder ein kluges Auge die Verhältnisse klar stellt. Dieser Satz verunsichert Oberschwester Hildegard.

Er erkenne nun, was das heißt, wenn man von inneren Stimmen, von einem Gemurmel von Engeln oder von bösen Geistern verfolgt werde. Ihm jedoch gehe es mit abstrakten Fragmenten oder pixelähnlichen Fraktalen so, die nie standfest zu Kompositionen zusammenfänden, sondern nach einer blitzartigen Bündelung wieder auseinander fallen, ein fortschreitendes Bröckeln bis hin zu einem schwarzen Loch, eine ungeordnete Fülle an Licht, die jeden Eindruck überstrahlt. Auch darunter kann sich Hildegard nichts vorstellen. Innere Bilder scheinen im Wahn einen eigenen Sinn zu finden.

Seit Christian Fleck die wissenschaftliche Terminologie verinnerlicht hat, die seinem Krankheitsbild auf den Leib rückt, sind die Prognosen einer spontanen Heilung viel versprechend. Um die Funktion der Botenstoffe dreht sich bei ihm inzwischen alles. So werden zwar wie es heißt bestimmte Efferenzen noch ausgesandt, sie verlieren sich aber irgendwo unterwegs, ohne die Afferenzen des Zielortes zu erreichen. Die Neurotransmitter versagen ihren Dienst, sagt Schwester Hildegard. Das ist ein neues Wort, stellt Christian Fleck fest.

Zwischen der peripheren Codierung und der zentralen Verarbeitung treten Lücken auf. Die zuständigen Synapsen seien zwar nicht fest verdrahtet, aber es gelinge den Transmittermolekülen anscheinend nicht mehr die betreffenden Rezeptoren zu aktivieren und daran anzudocken. Hildegard hört genau zu, wenn ihr der Chefarzt die Zusammenhänge plausibel darzustellen versucht.

Christian Fleck versteht zwar inzwischen die begrifflichen Zuordnungen, aber er ist seit Tagen auf der Suche nach einem entsprechenden Bild. Diese Absicht und die momentan zurück gewonnene Fähigkeit der Konzentration verheißen eine Besserung, die vom medizinischen Personal auf den ersten Blick nicht wahrgenommen wird. Zu blind ist der Fleck der statistischen Legitimation mit der einhergehenden Begründung, als dass infime Veränderungen auffallen würden. Sie fallen durch den Raster der Diagnose.

Ob es an den Medikamenten liegt, die ihm probeweise verabreicht werden? Unter der Kontrolle eines Oberarztes nehmen die Assistenten die Werte auf kurvenreichen Diagrammen zufrieden zur Kenntnis. Triumph mischt sich ein, wenn sie ihren Vorgesetzten mit sachlichen Zahlen bestäti-

gen können. was sie glauben. Jedenfalls werden die abrupt brüchigen Stellen zwischen den fahrigen Linien zunehmend kürzer. Wie man sieht, ist Christian Fleck auf dem Wege der Besserung. Das azyklische Oszillieren der Ausschläge pendelt sich auf dem Bildschirm allmählich ein.

Das ist wohl wie bei einer Fahrradübersetzung, kommt Christian Fleck bei einer Abendvisite dem Chefarzt zuvor, während Hildegard notiert: die einzelnen Gänge sind zwar intakt, aber im Wechsel greift die Übertragung nicht, die Mechanik läuft ins Leere. Erst nach unzähligen Drehungen klappt es dann wieder – und die Fahrt geht weiter.

Hildegard schaut dem Chefarzt in die Augen: ein schönes Bild. Malen wir es an unseren Kollegen in Kanada, vielleicht kommen wir damit einen Schritt weiter.

Dich erkenn' ich mit geschlossenen Augen...

Nicht schon wieder. Mona kann ihr Gesicht verziehen, so lange sie will, **N**sogar schreien darf sie, aber ein Karaoke-Abend mit Abba, das wird ein Renner. Genau das aber mag Mona am wenigsten, dieses Remmidemmi, das allein schon durch die Bildung der Gruppen entsteht. Selten passen vier zusammen.

Obschon sie nicht hört, ist es ihr eindeutig zu laut. Ihre Haut rötet sich unter dem steigenden Lärmpegel. Immer enger wird es, plötzlich sind zu viele Leute da, die falsch singen. Tim muss ihr Recht geben.

Mona verhehlt nicht, dass sie die begleitenden Videos faszinieren. Schwedische Landschaften, Nordlicht – und die Gruppe Abba im Original. Wenn jedoch die Chöre einander Konkurrenz machen, gibt es kein Halten mehr. Sie drängen sich vor die Bildschirme und Spiegel, die im Raum verteilt sind. Mit den Händen macht Mona abweisende Bewegungen, um sich gegen das Gewoge der Körper zu wehren. Sie wendet sich ab wie jemand, dem ein besonders empfindliches Gehör Schmerzen verursacht. Tim will sie in die Arme nehmen, als könnte er sie dadurch vor dem Ansturm bewahren, aber Mona weicht aus. Sie setzt sich in den vorderen Teil der Bar. Hier kann sie der Dichte und zunehmenden Hitze entfliehen. Trotzdem bleiben ihre Augen auf einen der Bildschirme gebannt, den sie in einem der Spiegel ganz für sich hat. „Thank you for the music and the joy that brings it“.

Toller Strand, schönes Wetter. Liebe Grüße!...

Lenz ist es, das Wort wird zum Schatz, trunken machen die Düfte, hold sind die Lüfte. Der Wald schmückt sich mit Blüten und Blättern, im-

mer in treuer Begleitung von Wahlverwandten und romantischen Dichter-seelen, die ihre Flügel spreiten, in unendliche Räume hinaus, fast feierlich: so sehr stimmt Elena mit entsprechenden Zeilen überein. Sie liest Gedichte, sie füllt Tagebücher, weil es ihr in ihrem Inneren zu eng wird. Die Eindrücke drängen ans Freie, hinaus auf lichte Fährten, wo ihre Seele unter wortreichen Himmeln nun lieber zuhause ist.

Wo ist mein guter Freund von einst? Ach, Christian! Und die schönen Wendungen, die, wenn auch schon etwas abgegriffen, Begeisterung auslösen? Spätsommerliche Schulstunden, das war einmal, während sie ihrem Deutschlehrer zuhört, kann sie sich unter feu sacré etwas vorstellen. Das bemessene Format und der Geruch von Reclam-Bändchen stellen sich ein, Liebesgedichte von Frauen.

Jetzt aber ist es Frühling, Die schiere Wirklichkeit schlägt aus, auf den Bildern in ihren Alben ist sie in allen Einzelheiten fassbar. Mein Garten, sagt Elena zu Felicitas und schlägt eines ihrer Alben auf. Olivenbäume, Hecken, Beete mit Blumen und allerlei Küchenkräuter. Sie weist auf einen Rosmarin hin, der buschartig die Mauer übersteigt. So sieht die Terrasse vor dem Umbau aus, bevor sie den Verlauf der unteren Stützung verlängern. Hier ist es noch besser zu erkennen, siehst du. Sie überspringt einige Seiten, Felicitas nickt. Und wer ist das? Marcel! Er kennt den Steinbruch und karrt den Sand und die Brocken an. Sie trinken Pastis, die Gläser zum Wohl erhoben, eine neue Etappe ist erreicht.

Auf den folgenden Seiten stehen sie im Garten. Sie sind braun gebrannt. Elena hat die Haare hochgesteckt und streicht sich eine Strähne aus der Stirn, als wolle sie durch die kleine Geste das kommende Bild ins rechte Licht rücken. Im Hintergrund das prächtige Haus, teilweise durch ein Baugerüst verdeckt. Clemens stützt sich auf den Griff einer Schaufel. Sie sehen aus wie unternehmungslustige Farmer, wahre Pioniere. Die Serie der Bilder verfolgt die Szene als Ganzes, jetzt scheinen sie außer Acht zu lassen, dass sie fotografiert werden. Durch ihre schwarz-weiße Faktur werden die Aufnahmen in die Vergangenheit entrückt. Ach, Michael vergisst wohl absichtlich immer den Farbfilm; er hat die Abzüge selber entwickelt. Felicitas hört zu.

Etwas Magisches scheint den Bildern in einer tieferen Schicht geborgen zu entspringen, die Gemeinsamkeit der Pläne, eine unausgesprochene Zielstrebigkeit. Verbindlichkeit, vielleicht ist es das. Es geht vorwärts, die folgenden Ansichten verdeutlichen es, die Wirklichkeit nimmt unter der Hand Formen an, eine Wirklichkeit, die voller Überraschungen ist. In diesen Momentaufnahmen wirkt sie erfüllter als ein Poem.

Sie legen altes Gemäuer frei, das sie unter einem blätternden Verputz entdecken. Die ursprünglichen Klinkerböden kommen an den Tag

und werden restauriert. Wir haben das meiste selber gemacht, während der Semesterferien von Clemens, Tag für Tag, man lernt nie aus.

Und da fällt ihr Bäume, Felicitas sagt es. Von allen Fenstern aus prüfen sie die Aussicht. Jeder Ausblick soll ein anderes Bild ergeben. Bald wird eine uneingeschränkte Aussicht in die Weite begünstigt, bald verführt der Ausschnitt zu einer intimen Einsicht in den Garten. Am schönsten aber ist es von hier aus: Elena zeigt auf die Fenster ihres Zimmers unter dem Dach. Auf dieser Seite erkennst du den Golf von St. Maxime, die leicht gerundeten Hügelzüge des Massif des Maures – und von da aus sehe ich in meinen Garten. Das Panorama ist vollständig.

Mein Zimmer, sagt Elena. Felicitas entnimmt den Worten einen wehmütigen Beiklang. Gerade winters, wenn anhaltender Regen niederfällt, das Feuer im Kamin knistert, hüllt dich etwas ein. Du gehst unbemerkt in etwas über, Rhythmus, vielleicht ist es das, innere und äußere Stimmung stellen sich aufeinander ein, Augenblicke gleichen der Ewigkeit. Du stellst keine Fragen und suchst keine Antworten mehr. Elena will das Album schließen.

Die Augen von Felicitas bleiben haften auf einem Bild. Ihre Schulfreundin Elena sitzt in einem Lehnstuhl, sie wirkt vollkommen entspannt und doch ist da ein Glanz oder eine unheimliche Abwesenheit in den Augen, die sie mit Traurigkeit in Verbindung bringt. Eine Wehmut, die sich am andern so leicht entziffern lässt, die jedoch im eigenen Leben immer ausgeblendet bleibt, solange sie nicht in einer Aufnahme abgelichtet wird. Ein Moment, in dem sich alles fügen oder auseinander brechen kann, eingeklebt in einem Album. Die Melancholie der Vollendung hat ein Gesicht. Das Haus steht, die Bilder sagen alles. Die Geschichte hält daran fest; niemand kann sie ungeschehen machen.

Komm, Elena nimmt Felicitas bei der Hand. Ich habe einen Kirschkuchen gebacken. Jetzt musst du erzählen. Wie lange haben wir uns nicht mehr gesehen? Neun Jahre, elf Jahre? Das zählt nicht, erwidert Felicitas und lobt den Kuchen.

Kennen wir uns? Wir kennen uns doch!...

Obschon die Vertrautheit ihrer Gemeinschaft ihnen erlaubt, so direkt wie möglich zu sein, erfahren sie fortlaufend, wie die Sprache, in ihrem Gebrauch immer schon etwas veraltet und abgegriffen, ihr gewünschtes Ziel zwar zu treffen meint – und gleichzeitig verpasst. Wohl deshalb hat Frank immer davon geträumt, sein eigenes Lokal einmal „Baradox“ zu nennen. Die Sprache ist eine zweischneidige Erfindung und das Fanal einer

unvollendeten Schöpfung. Nur Roman geht damit einigermaßen gelassen um, weil er nicht dem verlorenen Paradies nachrennt.

Aber auch mit den Gebärden und Gesten klappt es nicht immer nach Wunsch. Das einzige, was sie einander bedeuten möchten, klingt im Grundton ihrer Gestimmtheit an. Sie bedienen sich der Sprache ganz natürlich, um überhaupt dahin zu gelangen, wo sie sich als hilfreich erweisen soll, wenn sie indes damit so weit sind, haben sie in einem Mal den Eindruck, dass sie sich genau in diesem Augenblick erübrigt. Sie verlieren den Anfang der Sprache aus den Augen, weil sie damit am Ende sind, bevor sie sich aufdrängt.

Es ist doch eh alles klar, sagen sie, wenn harmonische Geborgenheit sie beschützt. Denn immer wieder stellt sich eine magische Verbundenheit ein, die nicht zu bereden ist, ja, sie führen einander leibhaftig vor Augen, dass so genanntes Denken immer ein Denken-an ist. So wachsen sie sich ans Herz, Tag für Tag. Sie beziehen alles aufeinander und durcheinander. Sie wollen niemals auseinander gehen.

In dieser Vorbehaltlosigkeit sind sie zuweilen so schön anzusehen, dass sie unantastbar werden, wie ein schlafender Körper, der eine vollkommene Seelenruhe und die Gleichmäßigkeit des Atems ausströmt, bald aber wieder zu sich kommen wird, in seiner Wiederbelebung, die an Erstmöglichkeit grenzt, wenn sie die Augen öffnen.

So gehen sie zusehends ineinander über. Sie hinterlassen anteilnehmend ihre Botschaften wie Spurenelemente im Horst ihrer Körper, so dass Anna manchmal unbemerkt Frank nach dem Mund redet, oder Margarethe Bewegungen übernimmt, die sie offensichtlich Katja entlehnt hat. Hier lassen sie es zu, ein hautnahes Wir, das ihnen für eine kurze Weile wichtiger ist als du oder ich.

Sie brauchen diese, ihre Sprache nur solange diese nicht stört. Sie darf ihnen nicht in die Quere kommen. Die Wörter bezeichnen, was sie damit benennen, das ist schon viel verlangt, jedenfalls gibt es zwischen den Zeilen nichts zu entdecken. Hellhörig macht sie allerdings der Tonfall. Durch die unmittelbare Klangfarbe sagen ihnen dieselben Sätze, die sie auf der Zunge haben, jedes Mal etwas anderes. Die Sätze machen die Runde, gehen von Mund zu Mund und kehren als solche auf der Stelle wieder ein. Wem der eine oder andere Satz gerade zugespielt wird, fällt kaum ins Gewicht. Das Besondere an den Gemeinplätzen, welche die Hand wechseln, liegt an der Art, wie diese ausgesprochen werden und ob sie im gegenwärtigen Fall als passend empfunden werden.

Und trotzdem ist das Leben schön. Immer wieder fällt dieser Satz. Im richtigen Augenblick hat ihn jemand auf den Lippen und streut ihn

ganz beiläufig ein. Da steht er. Heute hat ihn Marion ausgesprochen, bereits auf der Schwelle.

Der erlösende Ausspruch macht die Runde, wird aus dem Trüben gefischt und weitergereicht. Sie halten sich daran, sie stimmen darin überein, der Widerspruch hat keine Chance. Sie wissen nicht, was geschehen würde, wenn der Satz nicht fiele, gebetsgleich eingestreut an jeder Stelle. Keine und keiner von ihnen ist je über diesen Satz hinausgegangen, darüber hinweggekommen, weil er eben so schön ist! Manchmal schauen sie scheu darüber hinaus wie über ein leicht beschädigtes Gelände, das sie vor dem jähen Abgrund warnt. Sie bewahren einander davor, sie schauen zueinander, sie wollen sich den Absturz oder den Sprung in die vollkommene Leere ersparen.

Sie erinnern sich gegenseitig an das Gesetz der Schwerkraft; ihre Verkörperungen kommen darauf zurück. Sie sehen einander an, wenn der eine oder die andere dem plötzlich haltlosen, schwindelerregenden Anblick ausgeliefert ist. Dann klammern sie sich an den Satz, fallen einander in die Arme oder halten sich am Bartresen fest. Der Fluch ist gebannt. Die allgegenwärtige Verführung, den Kopf zu verlieren, hält sich in jenen Grenzen, die sie sich auferlegen und gemeinsam verteidigen, gegen Wahn und Sinn.

Man hat ihnen wohlmeinend die Sprache verpasst, aber das Wort gehört ihnen dennoch nicht. Es kommt nur in Briefen vor, in verklausulierten, eingeschriebenen Briefen der Verwaltung, namentlich der Steuerbehörden oder als Kleingedrucktes unter saftigen Bussenzetteln, die ihnen unter die Scheibenwischer geklemmt werden. Manchmal müssen sie antworten, sie wollen sich beschweren. Sie zahlen Roman noch ein Bier – und er fügt ein rettendes Wort ein, findet eine Begründung oder schlägt vor, den Anflug des rohen Ärgers zurückzunehmen und zur Sache zu kommen.

Wenn es ihren Wörtern nicht gelingt, Bild zu werden, verstummen sie einfach. Oder sie gehen gleich zum Singen über im hinteren Raum der Bar. Tim hat die Mikrophone, die Lautsprecher, die Leinwand und die Konsolen bereits installiert. Heute Abend werden die Songs ausgelost. Da wagen sich nur die mutigen, jungen Mädchen vor, denen jedes Training willkommen ist, auch wenn sie händeringend eine Szene machen, weil ihnen ein Titel zufällt, den sie nun echt nicht mögen.

Pannen sind selten. Der Ton steigt aus, die Bildspur verselbständigt sich, und Tim nestelt an den Kabeln. Oder liegt es am Stecker? Der Leser der sonoren Daten kann sich auch verirren, er lässt einen Teil der Strophe aus oder springt immer wieder zur selben Stelle zurück, mitten in den Refrain. Auf dem Bildschirm erscheint in diesen Fällen ein grünes Feld: Error! „Object no identifiable. Please go back to start“. Solche Zwischenfälle regen Cesare maßlos auf, kein Wunder bei dieser vorsintflutlichen Technik.

Einige von ihnen singen aber unverdrossen weiter. Sie fallen zusehends aus dem Takt und in schallendes Gelächter aus. Die Linie der Melodie hat sich längst in einem unerkennbaren Charivari aufgelöst.

Jedem das seine, ich bleibe dabei...

Da tauchen sie auf, aber natürlich, immer tauchen Kinder auf, aus Wasser, Luft und Liebe kommen sie: da gibt es nichts zu sagen. Engel bringen das Gewünschte. Es wäre unerträglich, wenn Himmel und Erde ohne Kinder auskommen müssten, aber da sind sie ja. Ohne Kinder keine Fortsetzung, kein Sprachrohr, das später über seine Eltern jammert und plötzlich wäre den wetterfühligen Eltern aller Grund unter den Füßen entzogen, die Renten fürs Alter in Frage gestellt, die weiterführenden Erzählungen über das Werden und Vergehen sinnlos. Keine Sorge, da sind sie ja, die lieben Kinder.

Die Kleinen tragen Mützen, schön, gestreift sind Shirt und Socken, weit wie die Welt sind die Hosen der Älteren. Sie drängeln sich vor zwischen Stuhl und Bank mit ungebundenen Turnschuhen.

Ein Kind für jede und jeden, das genügt. Hauptsache sie sind da. Sie dienen der Verklärung der eigenen Umstände und erlauben in ihrem Leuchten, die Zukunft vor Augen zu haben. Prinzessin und Prinz machen Fortschritte. Sie zeichnen, dass es einem die Sprache verschlägt, sie haben in der Schule gute Noten. Lukas ist Primus, steht immer etwas abseits, ein Streber, sagen sie und schneiden eine verächtliche Grimasse. Ja, die Kinder!

Meistens entziehen sie sich den Blicken und machen, was sie wollen. Wer weiß, wer ihr Vater ist. Die Erwachsenen bleiben beim Aperitif, die Kleinen unter sich. Im Freund ihrer Mutter sehen sie noch keinen weiteren Vater, der von gestern fällt seit langem aus. Bei allen Sinnen schätzen die Kleinen altklug ab, wie lange der Ersatz dauern wird. Am nächsten Sonntag gehen sie mit der Freundin ihres ehemaligen Vaters, ja, wohin gehen sie? Sie werden sehen. Egal, ein tolles Shirt im Lunapark und ein neues Game sind ihnen auf sicher.

Wie oft muss ich dir das noch sagen!...

Wenn Frank angetrunken ist, hält er sich ans Mikrophon. Er singt ausschließlich französische Chansons, mit Leib und Seele. Tim hat das entsprechende Material besorgt.

Charles Trenet, Jacques Brel, Yves Montand, Serge Gainsbourg oder Charles Aznavour machen den Anfang, Frank wächst in die Lieder hinein

und seine Muttersprache beseelt ihn, besonders dann, wenn es zum Repertoire seiner geliebten Damen übergeht, Jeanne Moreau, Juliette Gréco, Barbara und natürlich Edith Piaf. Das macht ihm in der Tat keiner nach, auch wenn beim Höhepunkt der eine oder andere frotzelt, Frank habe sein eigentliches Geschlecht verpasst, denn als Sängerin hätte er wirklich Chancen gehabt.

Er hat sie im Übrigen alle gesehen, *live*, hörst du, im Olympia in Paris oder sommers an der Côte d'Azur, in Cannes oder im Théâtre de la Verdure in Nizza. Frank wird vielleicht einmal seine Sammlung an Autogrammen ausbreiten, aber jetzt singt er. Seine Grobschlächtigkeit, hinter der er sich gekonnt versteckt, weicht einer beeindruckenden Geschmeidigkeit der Stimme und einer berührenden Eleganz der Gesten. Wenn er sich als die eine oder andere verkleiden würde, wäre die verblüffende Ähnlichkeit peinlich.

Manchmal ist in den etwas veralteten Liedern der Himmel über Paris blau, die Seine fließt munter unter den vielen Brücken hindurch. Die Bänke laden zum Verweilen ein, endlich erklärt einer seine ganze Liebe, der Wind weht durch das helle Haar. In Saint-Germain geben sich zwei in einer existenzialistischen Wendung die Hand, und es beginnt zu regnen. Denn meistens fällt in den Liedern Regen, das Akkordeon schwillt an, der Himmel ist schwer, die Wolken über der Küste verheißen nichts Gutes, der Zug aus Nantes hat wie immer Verspätung. Dann aber ist Frank in seinem Element.

Die menschlichen Triebe sind heillos verworren, die Trennung ist absehbar, die große Liebe ist eine Lüge, sie endet als Flaschenpost im Meer, ein Tango in Moll, zur Hölle mit den Geigen. Frank mischt nun seiner Tonlage etwa Heiseres, leicht Gequältes bei. Er lässt die Verzweiflung in seiner Stimme Wellen brechen und seinen Arm, der eben noch das Weite an Land ziehen wollte, sinken. In diesem Augenblick ist ihm ein tosender Applaus gewiss. Auf dem Bildschirm ist ein Mann zu sehen, der aus einem Taxi steigt, einige Schritte der Mole entlang geht und zusammenbricht. Mona schaut gebannt auf das Schlussbild, während die andern begeistert applaudieren.

Nichts haut mich um, aber du!...

Katja möchte unter keinen Umständen wissen, wie es weitergeht, fehlte noch, jemand käme den Überraschungen der Zukunft zuvor und vereitelte ihre ganze Freude an unvorhergesehenen Ereignissen. *Sie braucht kein Venedig, Rosen regnet es zu jeder Stunde auf allen Plätzen dieser Welt, der Wirbel des Lebens ist, was ihr gefällt. Eine Dame wird sie nie.*

Nichts liegt ihr ferner als Vorsätze. Das Wort Programm treibt sie in die Flucht. Pläne dienen einzig dazu, augenblicklich über Bord geworfen zu werden. Absichten gehen ihr auf den Geist, Absicherungen schlagen auf den Magen, an Abmachungen hält sie sich nur im Notfall. Morgen ist auch ein Tag.

Sie versteht nicht, was sich in jenen Köpfen abspielt, die alles Weitere bereits geklärt haben, bevor es sich unvergleichlich einzigartig ereignet, einfach so. Menschen, die sich vorsehen und vorbereiten, geht sie aus dem Weg. Sie meidet alle, die sie auf etwas festlegen wollen. Auf eine Agenda verzichtet sie seit jeher. Sie feiert die Feste, die ihr einfallen.

Schon als kleines Mädchen, wenn sich die Gesichter der Erwachsenen ihr liebevoll zuneigen, hält sie sich die Ohren zu, sobald ein Satz mit „Es war einmal“ beginnt. Oder mit „Und dann“. Sie klettert auf Bäume, versteckt sich, verschwindet. Sie lässt sich ihre Welt nicht nehmen; niemand kann sie überreden.

Immer fällt ihr etwas ein, nichts einfacher als das. Sich dabei anzustrengen und etwas auszuhecken, kommt ihr nicht den Sinn. Kein Einfall wird untersucht oder gar überprüft. Gesagt, getan! Jede Prognose erübrigt sich. Schon ist sie weiter. Hier jedenfalls ist sie nicht zu finden.

Dem Fingerspitzengefühl, das sich der möglichen Entwicklung gefasster Hypothesen annimmt, misstraut sie zutiefst. Das Abwägen und Entscheiden überlässt sie ihrem Instinkt, das ist ein offenes Geheimnis. Regenschirme stiehlt sie und lässt sie wieder liegen. Sie widersteht jeder Versuchung, einen Mann zu haben. Ein Haus, das wäre für sie das Ende. Man hüte sich, von ihr eine Erklärung, eine Entschuldigung oder gar eine Rechtfertigung zu verlangen. So weit lässt sie es gar nicht kommen, für wen hält denn der sich? Frage und Antwort bleiben aus.

Ich fang ohne dich neu an!...

Sie sagen kein Wort. Niemand bricht die unheimliche Stille im Saal. Gebannt hören sie ihm zu. Sie hängen an seinen Lippen, keine Silbe soll ihnen jetzt entgehen. Endlich bringt es einer zur Sprache, sie trauen ihren Ohren nicht. Sie selber würden es nicht aussprechen können, zumindest nicht so, so eindeutig, so zutreffend, so wahrhaftig, eben so. Er jedoch vermag es, er ist mit allen Wassern gewaschen. Die Musen haben ihn geküsst, ihn den Begabten, den Begnadeten umweht der reine Geist. Lukas aber, das sieht man, hat es nicht nötig: Trotzdem ist er immer noch einer von uns, unsereiner, sagen sie.

Seine Unerschrockenheit blitzt in seinen Augen auf. Sie funkeln wie die heilige Nacht. Dieser Stirn stellt sich niemand in den Weg, wer wollte

es wagen. Die breiten Schultern sind unverwundbar, da müssen schon Schutzengel persönlich im Spiel sein. Er allein darf sich auf Gilgamesch oder Parsifal berufen. Das nimmt ihm jede und jeder ab. Er weiß es mit Sicherheit besser als sie, er meint es gut. Er trägt das Kreuz im Rücken.

Und wie er lacht, so freimütig, so aufrichtig, wie soll man sagen, eben so wie er. Das macht ihm keiner nach. Dieses himmlische Lachen übertönt alles, es nimmt ein. Es wirkt ansteckend, es schwappt auf die Menge über und reißt mit. Wer könnte da widerstehen? Gott und der Teufel, Hand in Hand!

Lach nur, ein Steppenbrand der grenzenlosen Begeisterung. Da schmilzt jedes Eis, die Nebel lichten sich, die Form dieser Erlösung ist kein leeres Versprechen. Dieses Lachen erweckt Tote, heilt Kranke und bringt die Seele zum Blühen. Ein Kinderspiel, damit Berge zu versetzen, über die Wasser und durch das Feuer zu gehen. Er macht es allen vor, kaum zu glauben.

Einmal ist keinmal, das Glanzstück seiner Wahrheit. Er holt aus: Dass einer an ihrer Stelle das Feuer den eifersüchtigen und mächtigen Göttern entrissen haben soll, will noch nichts heißen. Da muss jeder noch einmal hindurch. Auch sie müssen sich dieser Herausforderung stellen, um auserwählt zu werden, aber auch sie können diese Prüfung des Lebens bestehen, um sich das Feuer selbst anzueignen und es als ureigenen Schatz zu bergen. Wollt ihr ewig Asche anbeten oder das Feuer der Feuer in euch entdecken? Wollt ihr euch das Feuer wirklich weiterhin vorenthalten, die Magie seiner geheimnisvollen Kraft immer den andern überlassen? Ohne seine belebende Wirkung am eigenen Leib zu erfahren? Wollt ihr bis an das Lebensende Schatten eurer selbst bleiben? Das besticht.

Sie wollen dazu gehören, sie ziehen mit. Sie brauchen keine Papiere, keinen Ausweis, keine Bestätigung und schon gar keine Empfehlungen von fremder Hand. Sei, sei so, wie du bist. Er sagt es ihnen einzeln. Sie sind in der Tat gemeint. Er klopft ihnen brüderlich auf die Schultern. Endlich spricht alles für sich. Das Wort hat die Kraft ihres Blutes.

Ja du! Sie beschwören ihn, das Ruder, das Heft in die Hand zu nehmen. Das heilige Land, die Welt, das ganze Planetenreich wird vor ihnen liegen wie ein offenes Buch. Das Wort, ein erstes und letztes, sie geben es ihm mit geschlossenen Augen. Du, du, nur du allein. Sie folgen ihm, keine Frage, Zoll um Zoll, Zeile um Zeile. Nimm uns, nimm uns ganz, nimm uns mit.

Und wieder lacht er, der strahlende Held, der große Sänger, der unfehlbare Virtuose, der Fackelträger, der Herzensbrecher, der Schamane, der Feuerspucker, der Frauenbesteiger, der Liebling der Mannschaft. Er ist ein Meister aller Höhen und Tiefen. Sein Lachen teilt Meere, kein Wunder.

Es eilt ihm als Ruf schon voraus und wird in seinem Echo bestätigt. Er lacht aus einer schwerelosen Welt in ihren grauen Alltag an der Bar herüber. Dort aber wollen sie auch hin, hinüber. Wo ein Wille, ist ein Weg.

Sie erwarten dieses Lachen seit langem, kaum zu glauben, nun ertönt es wirklich, mitten unter ihnen. Sie erkennen es sofort wieder, als hätten sie es schon vernommen, ein sphärisches Lachen aus der Urzeit, als wäre es ihnen als Vorsehung einbeschrieben.

Sie wollen dieses Feuer, das nie versiegt, das vollkommen gesättigte Licht, das keinen Schatten wirft, für sich erobern. Und sie wollen bei ihrer Verwandlung von Grund auf ein Wort mitreden. Am liebsten wünschten sie ihrem Schicksal persönlich zu begegnen. Sie wollen bei der Versöhnung von Sonne und Mond zugegen sein, erleuchtet von einem weiteren Sinn, der sich in seiner Bedeutung schlüssig zu erkennen gibt. In dieser Erleuchtung werden sie aufgehen und auf ewig einbeheimatet sein.

Wie oft warnt man sie vor den Gefahren des Feuers. Von klein auf wird nur die Angst vor der Zerstörungswut dieser Selbstfortpflanzung geschürt. Filme und Bilder führen es vor Augen, Beispiele aus dem Süden schrecken ab. Zum Teufel mit ihren Ahnen und Vorfahren, die sich zeitlebens vor der wirklichen Erkenntnis fürchten. Denn nun redet er zu ihnen, ja, er redet wie keiner. Sein Feuer erlischt nie!

Er beflügelt die Menge, er betört die Frauen, er nimmt die Männer für sich ein, er versetzt die Masse in Bewegung. Er führt sie an, ihnen allen um das leuchtende Ideal voraus. Sein Blick ist unbeirrbar auf Utopia gerichtet, dieses vollkommene Anderswo, das sie demnächst gemeinsam erreichen, unter seiner kundigen Führung. Wenn sie endlose Wüsten und horizontlose Prärien durchquert haben, langen sie am Fusse des Berges an, dessen Spitze sie umnebelt erahnen wie ein Versprechen. Sein Schritt aber wankt nicht, der Olymp ist sein Glied.

Sie wollen hoch hinaus. Lang aber ist der Weg, viel zu lang. Das geht ihnen allmählich zu weit. Schon geben die ersten auf. Sie lassen entmutigt den Kopf hängen. Sie erreichen jene Grenzen, die ihnen durch körperliche Schwächen und als Gift ihrer Zweifel in den Weg gestellt werden. Bis hierher und nicht weiter. Haben sie richtig gehört? Liegt es an ihnen, an ihrer Mutlosigkeit? Er schimpft sie Versager, Nieten, Schnecken, Luder, Memmen, Tölpel, Idioten. Keine Erniedrigung ist ihm nun zu billig. Er schreit, er höhnt und tobt, er lacht nicht mehr. Er ist der Urschrei der Verachtung.

Einige wenige nur stehen länger zu ihm. Ihre Unerschütterlichkeit und ihre Gefolgschaft bleiben vorbildlich. Ein harter Kern findet sich. Sie wollen sich den Strapazen und den abrupten Schwankungen der Temperaturen während des mehrtägigen Aufstiegs an die Spitze stellen. So schnell geben sie nicht klein bei, sie nicht, so nahe am ersehnten Ziel.

Die Zurückgebliebenen und Abtrünnigen beklagen sich. Keine Rettung in Sicht, keine frohe Botschaft. Eingekegelt bleibt ihnen vom blauen Wunder nur eine weitere, offene Wunde. Jede Zuversicht, jeder Glaube lösen sich in nichts auf, und heiliger Zorn verbreitet sich unter ihnen wie schwelende Fieberschübe, gegen die kein Kraut gewachsen ist. Sie sitzen fest. Zu spät ist es für Einsicht und Reue. Seine Reden verhallen, seine Wortbilder welken. Es bleiben nur unheilbare Widersprüche zurück. Sie sind empört und beharren nun plötzlich auf ihrer eigenen Meinung. Sie unterdrücken ihre persönlichen Ansichten nicht länger. Jetzt gehen ihnen die Augen auf: er hat sie buchstäblich in die Irre geführt.

Er jedoch ist schon weiter. Er nimmt die verbleibende Strecke allein unter die Füße. Die letzten treuen Anhänger, die ihm noch bis zur Öffnung des speienden Kratermundes folgen, fallen nun auch aus. Es ist ihnen zu heiß. Sie hören ein bedrohliches Raunen, ein irrwitzelndes Zischen und Salven des Donners, ein apokalyptisches Geheul. Sie haben den Koller, sie brechen zusammen. Sie hadern mit dem Schicksal. Sie machen sich Vorwürfe. Sie bedauern ihren Leichtsinn, ihren blinden Übermut, der sie verführt hat, weiterzugehen, weiterzumachen. Sie verbrüdern sich mit jenen, die in der Talsohle noch ans Überleben glauben. Jetzt nämlich packt sie die nackte Angst, sie könnten wirklich ums Leben kommen.

Sie unterschätzen den heiligen Ernst in diesem einfältigen Spiel. Sie werden nie auf der Höhe sein. Sie stehen mit leeren Händen da. Das Ziel bleibt ihnen verwehrt. Sie machen sich selbst Vorwürfe. Sie hätten es doch wissen müssen, hätten sie den Karten, Quellen und Überlieferungen Glauben geschenkt. Es steht geschrieben, es war vorauszusehen!

Er schlägt alle Warnungen und Bedenken weiterhin in den Wind. Sein Entschluss ist unwiderruflich. Jetzt verwirklichen sich die Vorstellungen seiner besessenen Rede. Kein Widerstand kann ihn hindern. Er kann sich auf sich verlassen; ihn bringt niemand vom rechten Weg ab.

Jetzt steht er davor. Er nähert sich dem Herd der Flammen. Er entreißt die Quelle des Feuers dem siedenden Schlund von bloßer Hand. Es ergreift ihn, es greift um sich. Er erreicht die Alleinigkeit. Wie gerne hätte er diesen Höhepunkt mit einem andern geteilt, mit seinem Vater, mit seinem Bruder, einem Sohn, einem Freund. Niemand steht im Gegenüber oder zur Seite. Das Gesetz ist das Gesetz.

Er wird in die Geschichte eingehen, er ist die Flammensäule für sie alle und auf alle Zeit. Das Zeichen, von dem die Rede war, hat tatsächlich Feuer gefangen. Niemand wird es je löschen können. Er eilt zurück, ein lichterlohes Bündel der Verheißung. Er trägt ihnen das Feuer an, er will es ihnen übertragen, er will es teilen, verteilen, bis es unter ihnen eine Mitteilung ist. Denn in diesem unerhörten Augenblick der Hingabe wird ihnen

ein Licht aufgehen. Sie werden einsehen, dass sich die Heidenmühe und Opfer gelohnt haben. Vor den letzten Dingen werden auch sie die ersten sein. Sie aber können damit nichts mehr anfangen. Sie sind am Ende einer Spur, die im Sande einer unzuverlässigen Überlieferung verläuft. Der Kreis ist geschlossen.

Willst du mit mir geh'n, Licht und Schatten versteh'n?...

Er muss jetzt sofort wissen, wie es weitergeht. Er verschickt kollektive Mails, bitte: Daten melden. Zu vieles läuft in der letzten Zeit aus dem Ruder. Die Entwicklung bleibt hinter den Prognosen zurück, die Lieferungen treffen mit Verspätung ein, mit der Produktion klappt es nicht wie erwartet. Und die Börse macht, was sie will. Die Kurven steigen und fallen, rot oder schwarz, was will man machen.

Das liegt mit Sicherheit am Programm. Die Tabellen und Flussdiagramme vernachlässigen Eventualitäten und Parameter, die von den aktuellsten, amerikanischen Theorien als relevant bezeichnet werden. Daran ist nächstes Mal zu denken.

Es ist zum Davonlaufen. Niemand hält sich an gar nichts mehr. Und jeder macht, was er will. Das geht ins Geld. Die Budgets sind blank. Und keiner nimmt die Tendenzen ernst, die Hochrechnungen Schnee von gestern, durch neue Zahlen bereits entkräftet. Es will ihm nicht in den Kopf, wie man eine sorgfältige und zuverlässige Strukturierung derart nachlässig umgehen kann.

Wie einfach wäre es, sich an den vorgezeichneten Abläufen, die allen gleichzeitig zur Verfügung gestellt wurden zu orientieren. Grafisch muster-gültig mit einem Farbkode ausgezeichnet, fehlt es an Übersicht wahrlich nicht.

Er macht das immer so. Er sitzt und plant und entwirft und sieht vor. Mit allem ist zu rechnen. Eine Lösung gibt es immer, eine optimale Alternative für den vorliegenden Fall, bei dem alle Parameter im Vergleich berücksichtigt werden. Kein Beleg fehlt. Ich suche nicht, ich finde. Er katalogisiert und kategorisiert. Alphabetisch, numerisch, gattungsspezifisch. Nichts kann schief gehen. Alles, was wir wissen, steht hier.

Schon als Knabe macht er Pläne. Stundenpläne. Wochenpläne, Monatspläne, Jahrespläne. Er sammelt Briefmarken, Schmetterlinge, später Postkarten und Liebesbriefe. Er legt Register an, schreibt Berichte, verfasst Legenden, unterscheidet und entscheidet, teilt seine Freizeit ein. Mutter nimmt er bei der Hand, führt sie in sein Zimmer, deutet stumm, aber vorwurfsvoll auf die säuberlich tabellarische Übersicht, wenn sie vergisst, dass

das wichtige Tennis-Turnier erst am übernächsten Dienstag stattfindet. Und nicht am Donnerstag, siehst du, Mama?

Selber schuld!...

Igor macht manchmal Andeutungen, ohne sich direkt an Frank zu richten, aber alle, die zu Zeugen werden, wissen, dass im folgenden Frank gemeint ist. Was Igor von Frank unterscheidet, ist die Blickrichtung oder die Schlagseite. Frank ist für den Frieden, solange es nur geht, um jedes Glas, um seine Gäste, Gott und die Welt besorgt. Man muss allem Übel rechtzeitig zuvorkommen, vorausschauend darum bemüht sein, dass die Verhältnisse nicht aus dem Ruder laufen. Frank hat zeitweise die Allüren eines Schutzheiligen.

Igor hat Kriege und Schlachten im Rücken. Das nimmt ihm wahrlich jede und jeder ab. Solange Friede herrscht, wird sich Igor lustig machen über die Unbedarftheit und Harmlosigkeiten ihrer Anschauungen. Arbeit, wie sie das an der Bar nennen, wird es für ihn in Friedenszeiten keine mehr geben. Dass der Krieg der Vater aller Dinge sei, kann ihm niemand ausreden, Frank schon gar nicht. Heraklit unterstreicht Igor. Schon wieder ein Zitat. Anna kann es nicht mehr hören; nur Roman bringt Verständnis auf.

Obschon Igor so korpulent und imposant ist, verschwindet sein Körper hinter dem Umfang seiner Stimme. Er hat seinen Körper unterwegs vergessen oder gar verlassen. Früher haben ihn wahrscheinlich noch Geishas und Nutten an seinen Körper erinnert. Aber heute? Jetzt übersieht er sogar die Körper der andern, vermutet Anna, um nicht mehr an etwas erinnert zu werden, womit er endgültig abgeschlossen hat. Irgendjemand muss Igor in einem früheren Leben Schreckliches angetan haben, so dass für ihn nur noch die Vorsicht eine ebenbürtige Gemahlin sein kann.

Einmal am Abend fällt mit Sicherheit der gebräuchliche Satz: Nur die Menschen sind es, die alles verderben und einander das Leben schwer machen. Zur Sau machen sie es. Frank scheut in diesem Zusammenhang keine Klarheit. Dabei wäre das Leben an sich so einfach. An sich! Auf diesen Ausspruch hat Igor gewartet. Es kann losgehen. Dass ich nicht lache, das wissen die Chinesen seit über fünftausend Jahren und ihr redet hier jeden Abend noch einmal dagegen an. Das alte Lied. Und was schaut dabei heraus? Das Leben an sich? Bist du etwa kein Mensch und kein Mensch an sich? Und trifft damit der Satz nicht ausgerechnet auch auf dich selbst zu? Mit dieser Frage hat Frank wieder Igor im Visier. Aber heute ist Igor rhetorisch nicht in Form wie üblich, das fällt auf.

Der Mensch ist eben noch kein Mensch, wenn aus ihm mit der Zeit keiner wird, ein Mängelwesen im Bewusstsein seiner Rolle und seiner Ver-

antwortung. Solch schöngeistiges Geschwätz will Igor nicht unerwidert stehen lassen. Argumente und Entgegnungen nehmen ihren Lauf. Wer könnte sich hier schon anmaßen, mehr als ein Beispiel zu sein, das im Übrigen die Regel ausdrücklich bestätigt? Wer wollte sich hier vor meinen und unseren Augen wie eine Ausnahme aufführen? Wer also verdirbt hier alles – und zwar ununterbrochen? Ihr selbst! Ihr an sich!

Eine Weile wird es still an der Bar, bis es Roman gelingt, dem aussichtslosen Hin und Her vermittelnd ein Ende zu setzen. Auf das Verderben folgt nun das Vergeben in scheinbarer Versöhnlichkeit. Womit wir wieder gleich weit wären wie vor einer halben Stunde, fasst Anna zusammen, ohne jedoch beizufügen: Streithähne, könnt ihr eure kindischen Kämpfe nicht lassen? Von wegen Mensch und Maß und Mitte, alles nur überflüssiges Gerede.

Reg Dich nicht so auf!...

Sie können sich nicht aneinander gewöhnen. Das Leben wäre ihnen dadurch zu einfach. Es käme ihnen wie ein Verrat an einem unausgesprochenen Ideal vor, wenn die alltäglichen Gegebenheiten den Hang zum Außergewöhnlichen verlören, wenn nicht alles Anlass böte, mehr zu sein als es eigentlich ist. Einfachheit soll sich nicht einschleichen, wenn sie darüber hinaus nicht eine zusätzliche Bedeutung offenbart. Oder eine innere Musik, Clemens sagt es häufiger.

Längst aber überlässt Elena die endlosen Spitzfindigkeiten, gute von schlechten Gedichten, tragende von hohlen Texten zu unterscheiden ihrem Lebenspartner, der – unter Freunden und Gästen – die Konversation an sich reißt, obschon diese seinen Abgehobenheiten nur unwillig folgen und immer häufiger einen Vorwand finden, früher aufzubrechen. Es fällt ihm selbst nicht auf. Elena pflegt am liebsten ihren Garten oder widmet sich ihren Bildern, darin blüht sie auf. Abends zieht sie sich in das helle Atelier unter dem Dach zurück.

Clemens traut den Sinnen seit jeher nur den schalen Ausdruck einer Direktheit zu, die als solche gleichgültig oder nichtssagend bleibt. Erst wenn die Eindrücke in einer überzeugend gefestigten Form dem Sinn erschlossen werden, kann sich der Grund für die Figur der Ergriffenheit einstellen. Nichts geht über poetische Reinheit, die er im Übrigen wirklich zu erkennen meint und auf unnachvollziehbaren Gedankengängen entschlüsselt. Was seiner Interpretation nicht bedarf, bleibt flau und platt.

In seiner zunehmenden Unnahbarkeit nimmt er Elena wie entrückt wahr, ohne dabei von Melancholie oder gar Sehnsucht gestreift zu werden. Oden, Elegien ziehen durch seinen Kopf, die Stimmigkeit unübertroffener

Wendungen stellt sich ein, die von namhaften Größen an entfernt Geliebte gerichtet sind. Sie beschwören eine Nähe, die sie durch den Akt des Schreibens nachempfinden. In ihrer Einbildung geht bis auf den Fall einer vollkommenen Reimbildung alles so schön auf – und sei es die Gegenwart Hand in Hand.

Was ihrem Beieinander hätte Schutz sein sollen, ist nun eines dieser vielen Häuser im Süden unter anderen, in dem der offene Wohnraum verwaist ist, und Zimmer für Gäste vorgesehen sind, die ausbleiben. Darüber mögen sie nicht einmal mehr reden. Sie gehen einander, wann immer es geht, aus dem Weg, um ihren eigenen Interessen zu frönen. Davon wollen sie immer weniger abgelenkt werden. Schweigen hat sie, mehr ist nicht zu sagen. Es gibt keinen Grund mehr, den Blick gemeinsam auf etwas auszurichten, keine Versuchung lässt es zum Versuch kommen, den andern eindringlich auf etwas aufmerksam zu machen, etwas Bestimmtes zu teilen oder gar mitzuteilen. Sie würden darin nur ein weiteres Mal erkennen, wie sie dadurch auf der Verschiedenheit ihrer Anschauungen und Auffassungen beharren, indem sie eine lästige Störung aus ihrem Gesichtskreis verbannen, um bei sich und ihrer Sache zu bleiben. Ihre ausweichenden, aber durchwegs vornehmen Umgangsformen sind so oft beschrieben und vorgelebt worden, dass sie sich vorbildlich darauf verlassen können. Ein künstlicher Stil ist ihnen anzusehen. Clemens fühlt sich durch die Literatur vollumfänglich bestätigt, sie allein kann irdische Mühsal transzendieren. Im Ersatz offenbart sich das Original.

Ich habe den Zeitpunkt zu gehen verpasst. Elena gesteht es ihrer Freundin Felicitas. Eine andere Geschichte – du erinnerst dich an Christian – hätte wohl kaum einen glücklicheren Verlauf nehmen können, weil ich meiner eigenen Bestimmung ausgewichen bin. Ich hätte mich nie auf eine Geschichte einlassen sollen. Was mich daran bedenklich stimmt: ich habe es gewusst. Ich habe mich in Clemens als eine öffentliche, ja, schon annähernd berühmte Person verliebt, ohne jedoch voranzusehen, dass er im privaten und intimen Umgang ein ganz anderer ist. Er muss sich angestrengt haben, seine Rolle so gut als möglich zu spielen und seiner Illusion so lange als möglich selbst zu erliegen. Aber ohne Publikum ist der Zauber seiner Ausstrahlung dahin; seit seiner frühzeitigen Emeritierung ist seine Verve fast gänzlich erloschen.

Clemens verabschiedet sich allmählich von der Welt. Elena kommt es so vor. Seit sein Sohn aus erster Ehe, Lukas, ein Pyromane, Schlagzeilen macht, nimmt er das alltägliche Geschehen nicht mehr zur Kenntnis. Er sucht in seiner inneren Welt Zuflucht.

Lukas akzeptiert seit jeher Elena nicht und verachtet seinen Vater. Die wenigen Begegnungen – sind aufwühlend und enden in Häme. Viel-

leicht hätte er sich mehr um ihn kümmern sollen, diesem Lukas, dem alles in den Schoss fällt und dem die Herzen zufliegen. Übernommen hat er sich, sagt Clemens einmal, an sich selbst und seinen Ansprüchen, an seiner Kompromisslosigkeit und seiner Unersättlichkeit bewundert zu werden. Er kann nicht leben, ohne im Feuer zu sein. Und du? War das nicht einst für dich auch der Fall? Elena stellt die Frage nicht. Jede Verletzung würde die Stimmung trüben, ein klares Wort den inneren Schutt aufwühlen.

Neben seinen Essays über zeitgenössische Literatur, denen Pflicht, Eitelkeit und mangelnde Inspiration anzumerken sind, und die nur noch seines Namens wegen und unter heimlichem Druck von Chefredaktoren abgedruckt werden, nimmt Clemens Zuflucht zur Musik. Er besitzt alle verfügbaren Aufnahmen der französischen und englischen Suiten von Bach und, es versteht sich, der Goldberg-Variationen.

Diese hört er sich an, immer wieder. Er vergleicht die unterschiedlichen Auffassungen, den Umgang mit der Partitur und kommentiert die Interpretationen. So kommt es noch vor, dass sie ein Feuer machen und bei einem weißen Porto eine der Versionen abspielen. Hörst du? Ein Anflug von Begeisterung weht ihn an. Und wieder ist Ruhe, in der sie sich ungläubig bestaunen und davon abgelenkt werden, es für möglich zu halten, durch eine derart bemühende Geschichte in einem Raum festgehalten zu werden. Könnten sie sich selbst erkennen, sie würden sich auf der Stelle aus der Texthaft befreien wollen, doch glauben sie, dass am Anfang das Wort war.

Und wir wollten doch eine Ewigkeit, mitten im Paradies, tausend Träume weit, bis zum Rand der Zeit, mitten im Paradies...

Nach diesem Anruf weiß sie. Die Einsicht drängt sich auf. Es liegt weder am Gespräch selbst, das sich im Ungefähren verliert, noch am Tonfall, hörst du, wo bleibt der Himmel, den du mir auf Erden versprochen hast? Ruth bedrängt ihn. Während der schleppenden Unterhaltung lässt sie ihren Gedanken freien Lauf. Sie wird von einem Windstoß erfasst und an eine andere Stelle versetzt. Mit jedem Wort nimmt die Entfernung zu. Sie entgleitet in eigene Sphären, am andern Ende. Wo ist es nur, das andere Ende?

Eine plötzliche Eingebung spielt ihr schillernden Möglichkeiten zu, die in diesem Augenblick der Wirklichkeit näher sind als ein Mensch auf dieser Welt es sein könnte, eindringlicher, eindeutiger als die Stimme von Valentin, der unbeirrt auf seiner Ansicht besteht, verstehst du.

Während sie gelangweilt zuhört, knappe Bemerkungen einstreut, streift sie langsam ihre Schuhe ab. Sie schiebt sie mit den Füßen beiseite

und sieht nun neben den ihren ein weiteres Paar stehen: blutrote Schuhe mit feinen, hohen Absätzen. Das Bild ist klar. Sie nimmt es sofort auf. Wenn das kein Zeichen ist!

Valentin meint zu hören, wie sie betont ausatmet. Ich habe mir nur die Schuhe ausgezogen, sie sagt es beiläufig. Das Gespräch findet ein schnelles Ende. Sie sucht nach einem Anhaltspunkt neben ihren Schuhen. Das einfallende Licht wirbelt etwas Staub auf. Sie wird den Boden aufnehmen. Sie wird einen Brief schreiben. Sie kickt ihre alten Latschen durch den Raum und tritt auf den Balkon. Es ist ein Tag, der keiner Jahreszeit zuzuordnen ist. Stimmungen dieser Art kommen hier im März oder im September vor, wenn die Seele flügge werden will.

Nein, sorg dich nicht um mich, Du weißt ich liebe das Leben, und weine ich, manchmal noch um dich, das geht vorüber sicherlich...

Es habe ihm nie eingeleuchtet, meint Igor heute Abend vor einem Whisky, dass der Mensch etwas sein könne. Eine unzulängliche Krücke, eine unhaltbare Mitgift, dieses Sein. Über das prekäre und spannungsgeladene Bindeglied „ist“, sei ja jede und jeder einmal gestolpert, sogar Freund Platon sei nach Parmenides aussichtslos daran hängen geblieben, denn mehr als dass Sein zu sein habe, was Seiendes ist, habe der bekanntlich auch nicht herausgefunden. Unzulängliche Wiederholungen und voreilige Gleichsetzungen, ohne damit Erhellendes auszusagen, Tautologien, Solipsismen, so weit das Auge reicht. Philosophisches Ungefähr, lauter Fremdwörter, dafür hat Anna nur ein Achselzucken übrig.

Was also würde es bringen, Aristoteles zu lesen? Eine vollkommen abwegige Idee, denn gelesen wird hier – unter uns gesagt – ohnehin nicht. Nur Anna liest jeden Abend vor dem Schlafengehen, behauptet sie, aber Gott weiß was, Bücher von Frauen für Frauen wahrscheinlich, was nicht nur Igor vermutet. Frank hebt die Augen zum Himmel: verlorene Liebeshmüh.

Das „ist“ ist aber auch hier schon wieder zur Stelle und mit Igor in bester Gesellschaft, auch wenn wir alles, was uns davor in den Sinn kommt und alles Weitere, was uns dazu einfällt, weglassen. Das kommt vom Sitzen, behauptet Igor. Im Liegen oder im Gehen würde sich niemand darüber aufhalten. Das Nachdenken ist nicht mehr als eine papageienhafte Nachahmung, weil es nicht an Ort verweilen will, nie zur Sache kommt, alles wie gehabt. Den Barhocker müsste man euch unter dem Hintern, den Boden unter den Füßen wegziehen, dann würdet ihr endlich zur Besinnung kommen. Und Igor damit, unter uns gesagt, auch. Anna ist schnell von Begriff.

Weg damit!...

Schwester Hildegard schaut dem Chefarzt, der in das gewichtige Dossier von Christian Fleck vertieft ist, über die Schultern. Kommst du vorwärts? Er nickt und holt aus, ein vertrackter Fall. Das Umgekehrte, sozusagen, ist bekannter und auch klinisch erfasst, verstehst du?

Hildegard nimmt Platz. Er blickt auf und führt weiter aus, neurologisch interferentielle Störungen – wie gesagt – bei denen einzelne Eindrücke bildhaft aufflackern und länger als üblich verweilen. Diese fixen Standbilder vereiteln das augenblickliche Eintreffen der nachfolgenden Eindrücke und verhindern die unmittelbare Wahrnehmung der Wirklichkeit. Es kann also zu keinem Bewusstsein der Gegenwart kommen, weil die Jetztzeit durch das eingefrorene Bild überlagert und besetzt ist. Der Film geht zwar in Wirklichkeit weiter, die übliche Chronologisierung der einzelnen Augenblicke jedoch setzt aus. Das Repertoire dieser so genannten Bewegungsblindheit und die damit einhergehenden Konsequenzen des Verhaltens sind in vielen Fällen bereits erforscht und in der einschlägigen Pathologie behandelt. Anhand vieler Diagnosen und Krankheitsbilder verfügen wir inzwischen über eine zuverlässige Typologie.

Anna della Casa, du erinnerst dich, war so ein Fall. Plötzlich wähnte sie sich in Sizilien, mitten in einem Dorfbild, das mit der Wirklichkeit zum Verwechseln ähnlich war. Während dieser Phasen der Erstarrung, von ihrer Einbildung vollkommen überwältigt, redete sie auf italienisch auf uns ein und konnte beim besten Willen kein deutsches Wort mehr von sich geben. Nach dem Abklingen der Symptome verstand Anna jeweils selbst die Welt nicht mehr. Unter Beihilfe der geeigneten Medikamente gelang es ihr allmählich, das Einklinken des Standbildes frühzeitig zu erkennen und dessen Einstellungsdauer auf ein erträgliches Maß zu reduzieren.

Bei Fleck indes ist alles in Bewegung, er bringt kein Bild auf Stand. In unkoordinierter Beschleunigung zerfließen die Partikularitäten der unmittelbaren Wahrnehmungsmomente, ohne sich als einzelne Aufnahmen zu erkennen zu geben. Er ist einem optischen Rauschen ausgeliefert. Das sensomotorische Selbst scheint zwar in Takt zu sein, aber die retrospektive und prospektive Zuordnung der Eindrücke findet offensichtlich nicht statt. Damit sind die Koppelungsvorgänge zwischen innerer oder äußerer Referenzialisierung einer endogenen Anachronie ausgesetzt. Einfacher ausgedrückt: Die Wahrnehmung treibt Fleck von Oha zu Oha, ohne je ein Aha-Erlebnis zu haben. Nun ist dabei das Ich als Instanz nicht nur vom Körper getrennt wie etwa bei klassischen schizophrenen Schüben oder aleatorischen Halluzinationen. Das Ich lässt sich überhaupt nicht mehr verorten,

es ist auf Wanderschaft. Deshalb ist dieser Fall derart beunruhigend, weil er einige wissenschaftliche Prämissen der Identität aus den Angeln hebt. Kurz gesagt: wir können das Ich vergessen.

Wir sind immer davon ausgegangen, dass sich die Schaltkreise in den bekannten Hirnarealen ansiedeln lassen. Offensichtlich aber sind die Verarbeitungsvorgänge primärer Eindrücke auf dynamische Formen der Beziehungen und der Vermittlung zwischen den Hirnarealen angewiesen. Die Spindelneuronen fungieren also wie emotionale Instruktoren, welche die Archivierung der inneren und äußeren Filme gewährleisten. Dabei nehmen wir an, dass diese gleichzeitig ablaufen, abgetastet, abgehört werden, um sich sinngemäß aufeinander beziehen. Dieser Synchronisierungsmodus erbringt bei Fleck die Übersetzungsleistung nicht mehr. Von einem so genannten Selbst-Bewusstsein kann keine Rede mehr sein.

Aber er findet wieder häufiger zu sich, wirft nun Hildegard ein. Auf die embryonalen oder gar larvalen Zustände seines Bewusstseins folgen helle Momente, in denen er vollkommen gefasst ist. Das müssen wir im Auge behalten. Wir müssen die Stadien bis in jede Einzelheit ergründen, dies umso mehr, als wir Kunde von einem verblüffend ähnlichen Fall in Montréal haben. Nehmen wir morgen Kontakt auf. Der zuständige Kollege heißt, warte, Michael Mangold, Polyclinique Universitaire du Salut, Québec. Jetzt aber gehen wir erst einmal essen. Nehmen wir beide Wagen oder nur den deinigen?

Was kann mir schon geschehen, das Karussell wird sich weiterdrehn...

An der Bar kann der Eindruck entstehen, dass sie einander gar nicht Anzuhören und nur so tun, als würden sie einander Aufmerksamkeit schenken. Was sie einander anvertrauen, wirkt jedoch nach. Plötzlich steigen Bemerkungen und Beobachtungen aus inneren Bezirken auf, wo sie offenbar gehört werden und fließen da, wo sie dienlich sein können, in den Verlauf ihrer Überlegungen ein.

Ornella träumt davon, sich in der näheren Umgebung von Belluno niederzulassen. Das schöne Bild wird jedes Mal, wenn es sich einstellen will, von Annas Schilderungen im Entwurf zerstört. So redet Ornella mit niemandem mehr über ihre Pläne, schon gar nicht mit Anna, und vor ihrem gegenwärtigen Freund Diego vermeidet sie jede Andeutung.

Es fällt ihr sogar schwer, Anna in die Augen zu schauen, ohne dass augenblicklich deren lückenloser Bericht anklingt. Die stürmische Begeisterung vor ihrer Abreise nach Sizilien, aber auch die betrübliche Niederlage, die sie sich nach ihrer Rückkehr einzugestehen hat. Sogar beim Verkauf des großelterlichen Gutes wird sie übers Ohr gehauen. Nach viel verspre-

chenden Anfängen der ersten Monate stellen sich lauter Hürden in den Weg, die Ungereimtheiten häufen sich, unsägliche Querelen mit Nachbarinnen machen den Alltag zur Hölle. Und nun ist Anna wieder da, und ihre Geschichte Vergangenheit.

Denkt nun Ornella an milden Tagen an ihr geliebtes Belluno, an die Gassen der Altstadt, den weiten Ausblick auf das Tal und das Flussbett, wie schön wäre es gerade jetzt, auf dem Hauptplatz einen Espresso zu trinken, sträubt sich alles in ihr, Anna weiterhin Glauben zu schenken. Typisch Anna, ist doch klar, das passiert nur ihr. Ornella spricht sich Mut zu und versucht den Vorbehalten die Stirn zu bieten. Für Diego bleibt Italien Italien, der Süden das Mittelalter, was soll man da schon anfangen.

Nun redet Ornella gegen niemanden mehr an. Sie lässt ihrer inneren Stimme freien Lauf und sei es nur, um einen einzig wahren Traum am Leben zu erhalten. Das sieht ihr nur Roman nach: lasst sie doch in Ruhe! Sie will sich von der Verführung dieser Vorstellung nicht trennen, sie kann diese andere Seite in ihr nicht zum Schweigen bringen, weil allein schon das Wort Belluno ihr Dasein erträglicher macht. Solange dieser Traum sich so deutlich aufdrängt, will sie ihn nicht aus den Augen verlieren.

So weit es geht, weicht sie Anna aus, weil diese eine Wirklichkeit verkörpert, deren Endgültigkeit Ornella anzunehmen nicht bereit ist. Anna ist älter als Ornella, sie aber hat das Leben noch vor sich. Während ihre Freunde an der Bar meinen, das Thema Belluno sei vom Tisch, festigt sich das innere Bild für Ornella von Tag zu Tag, weil es durch seine Tarnung widerspruchlos nur noch ihr gehört wie ein zauberhafter Garten, der den Augen anderer verschlossen bleibt. Immer häufiger versucht sie Diego davon abzuhalten, in die Bar zu gehen oder spielt Müdigkeit vor, um zuhause zu bleiben. Dann gehört ihr Belluno ganz allein. Aus eigenen Stücken wird sie gehen, fort von hier, so wie der Frühling kommt, wird sie ihrer Überzeugung folgen.

Keine Ahnung, nie davon gehört!...

Heute fällt das Stichwort nicht. Die meisten der geladenen Gäste sind Freunde. Sie kennen die Geschichte, die den Mont Ventoux umrankt, auf die anzuspielen, für das weitere Publikum kaum verständlich wäre. Aber der Süden kommt wiederholt zur Sprache. Die Reden wollen kein Ende nehmen. Professor Clemens Mangold wird gefeiert. Er erhält den Kulturpreis der Stadt und wird für seine rühmlichen Verdienste in der Vermittlung zeitgenössischer Literatur geehrt. So sind ihm nicht nur zahlreiche Entdeckungen verborgener Talente zu verdanken, wie der Chef vom Feuilleton unterstreicht, für viele bedeutsame Texte hat er ein berechtigtes

Interesse geweckt und dem öffentlichen Verständnis zugänglich gemacht. Undenkbar aber wären Leistung und Leidenschaft dieses brillanten Pädagogen ohne die inspirierende Gegenwart seiner Gefährtin, ja, Muse, so wollen wir sie heute nennen. Elena trägt ein schlichtes Kleid, dessen Dekolleté auf der leicht gebräunten Haut wirkungsvoll zur Geltung kommt.

Meint er sie? Spricht er zu ihr? Sein Blick überfliegt wie immer den Raum. Sagt er ihr Name, jetzt, nach diesem langen Satz, hält er inne nach dieser feinfühligem Einführung, die den lebensweltlichen Kontext und schicksalsanalytischen Hintergrund von Heinrich von Kleist beleuchtet? Unterbricht er nun den Fluss seiner Darstellung, um Elena nach ihrer Meinung zu fragen?

Elena schweift ab. Sie findet Reden bemühend. Sie wird zurückversetzt in den Hörsaal C4 – genau zwanzig Jahre sind es her –, es ist ihr erstes Seminar bei ihrem Clemens, was er in ihren Absichten schon ist. Die Sonne meint es gut mit Elena. Sie fällt durch das offene Fenster auf ihr Gesicht an einem schwülen Donnerstagnachmittag, dem letzten vor der Sommerpause. Errötet sie? Jetzt, da er nach einer langen Reihe illustrierender Namen auf ihre Semesterarbeit zu sprechen kommt, eine längere Passage daraus zitiert, als würde nun eine noch ungeschriebene Geschichte ihren Anfang nehmen, genau an dieser Stelle spricht er ihren Namen aus, was für den Text als Ganzes von Bedeutung ist, sich aber erst später zu erkennen gibt, im folgenden Kapitel wird sich die Tragweite dieser Nennung erst offenbaren, wo sich die Spannung, die durch diese Antizipation aufgebaut wird, löst. Das macht ihm niemand nach. Seine Auslegungen führen zum Höhepunkt und – ich wünsche Ihnen einen schönen Urlaub.

Elena stürzt ihm nach. Sie muss sich für dieses ausdrückliche Lob bedanken. Der erste Schritt ist getan. Clemens Mangold ist geschmeichelt. Er wird ihr gehören – im nächsten Sommer!

Jetzt aber ist es an ihm, sich für die zugeneigten Worte und liebevollen Reden zu bedanken. Er erwähnt ihren Namen nicht. Clemens macht es kurz, obschon das Leuchten wieder aufflackert, das ihn beseelt, wenn er unter Menschen ist und zu ihnen spricht. Darin ist und bleibt er ein Meister der Verführung. Er schließt die Ehrung mit der Rezitation eines Sonettes von Shakespeare in der Nachdichtung von Karl Kraus:

„Es schweigt die Muse mir, bewahrt die Haltung,
sie scheut der goldenen Federn Lobgedränge,
die allen Schmuck zu deines Ruhmes Entfaltung
geborgt gleich von der ganzen Musenmenge.

Nicht schlechter denk ich, als ein anderer dichtet,

und wie der Küster will ich Amen sagen
zu jedem Preislied, das, an dich gerichtet,
zu deinem Ruhme kunstvoll beigetragen.

Dein Lob erfüllt gefällig ganz mein Ohr,
noch größeres Lob oft hätt' ich unterschrieben
doch nur im Geist, der liebend kommt zuvor
dem Wort von mir, das weit zurückgeblieben.

Gib Lob dem Wort der andern, mir zu zeigen,
die wahre Gunst für mein beredtes Schweigen.“

Es wird einmal ein Wunder geschehn...

Nach diesem Anruf weiß er nicht weiter. Valentin ist aufgewühlt, die Verbindung ist ihm entglitten. Er meint, ins Leere geredet zu haben oder mit einem Menschen, den er nicht wiedererkennt. Er wiederholt ihren Namen, Ruth, ich bitte dich, Ruth, das ist doch sonst nicht deine Art. Fehlansage!

Hat er sich getäuscht? Er holt aus dem Eisschrank ein Bier und lässt sich in einen Sessel fallen. Er entledigt sich seiner Krawatte und öffnet den Knopf seines Kragens. Er fasst es nicht. Er hat nach diesem anstrengenden Tag nur etwas Ablenkung gesucht, eine erheiternde Ausfahrt mit ihr, ach Ruth! Wie aber sind sie nur über dieses unsinnige Thema gestolpert und von der verlässlichen Fährte abgekommen. Er meint es ernst, wenn Ruth wüsste.

Die Folge ist zermürbend. Fragen ziehen Kreise, eine einfältige Fliege klebt an der Decke. Er öffnet das Fenster, mieses Wetter, kein Anfang und kein Ende. Was bringt das, was bringt das mir? Die Frage bleibt stehen und breitet sich in Zeit und Raum aus. Er sitzt, sitzt fest, es gibt keine Flucht.

Er muss kurz eingnickt sein, Scholle seiner selbst. Er greift zur Wochenzeitung, die er erst angelesen hat. Er blättert darin und überfliegt die Titel. Zwischen den Zeilen taucht ihr Name auf. Er verscheucht ihn, starrt zur Decke und stößt einen Fluch aus. Er muss ihr einen Brief schreiben.

Ich war mit dir auf Wolke sieben...

Nicht an den Nägeln kauen, sich nicht die Haare raufen, die Kinderschuhe sind ausgetreten, aufgepasst, keine Peinlichkeiten oder gar Un-

achtsamkeiten. Mit der Zungenspitze nicht über die Oberlippe streifen, das leicht nervöse Zucken der Augenlider unterdrücken, tief einatmen und konzentriert nach vorne auf die Wandtafel schauen. Nicht leer schlucken, nicht in der Nase bohren, kühlen Kopf bewahren, den Dingen harren, die da kommen sollen, sei ganz bei Trost.

Nur keine schlechte Manieren, nicht niesen, nicht husten oder gar rülpsen, um Himmels willen, wenn nur nicht dieses auffällige Zittern die Finger befällt wie letztes Mal, aber wohin nur mit den Händen und dem Schweiß, der auszubrechen droht?

Nicht stolpern, nicht stottern, nicht wankelmütig werden. Eintreten, ohne die Ellbogen zu gebrauchen, sich einen Platz am Fenster ergattern, sich hinsetzen, wie üblich, zur Sicherheit Stift und Notizpapier bereitlegen. Sitzest du im richtigen Zimmer? Im rechten Flügel des Hauptgebäudes, Seminarraum C4. Wie machen das bloß die andern?

Die Angst, Entscheidendes zu verpassen, zu überhören oder gar falsch zu verstehen, verjagen; diese Urangst, auf der ganzen Linie zu versagen, unterdrücken. Sich an bewährte Ratschläge halten, ein paar Tropfen Baldrian können jetzt nicht schaden, die bekannten Empfehlungen befolgen. Zeige dich von deiner besten Seite, ein Sonnengesicht.

Auf jede Frage gefasst sein. Den ganzen Stoff noch einmal überfliegen, die einzelnen Themen verinnerlicht, die unterstrichenen Stellen auf Abruf klar vor dem Auge, die Kernsätze im Gedächtnis gegenwärtig.

Was kann schon passieren? Ins kalte Wasser springen, den Atem anhalten, alles auf eine Karte setzen, auf Risiko spielen, die Herausforderungen annehmen, kämpfen wie ein Stier angesichts des Todes, ans Glück glauben, das große Los kannst auch du gewinnen.

Durch dieses Nadelöhr musst auch du hindurch, wie alle andern. Nicht zögern, nicht zweifeln, mach' eine gute Falle, tu' uns keine Schande an: du fällst doch nicht etwa wieder durch? Die Experten, schwarz gekleidet, betreten den Raum, Die Blätter mit den Fragen werden verteilt, die Prüfung beginnt. Gott möge dir beistehen.

Wo sind wir stehen geblieben?...

Das kann natürlich jeder, an die Bar kommen, einen Drink bestellen und eine unterhaltsame Zwischenbemerkung fallen lassen. Damit ist es aber noch lange nicht getan. Handzahn werden sie mit Eintreten, herzlich hat die Begrüßung zu sein. Und schon ist Beweglichkeit in Hochform angesagt. Jeder Not ihre Wendigkeit, auf jede Frage eine Antwort. Im Nu müssen sie den Standpunkt des Beobachters mit dem Gestus des Mitspielers auf der Stelle tauschen können. Bald Opfer, bald Täter, einmal Sieger,

dann wieder Verlierer, so wird die Darstellung ihres Charakters an der Glaubwürdigkeit ihrer Verkörperung gemessen. Sie sind vom Fach, sie lassen keine Charge aus.

Nur keine Berührungängste, wer noch keine Rolle hat, lebt sich ein. Nach ein paar Proben sind die Anweisungen verinnerlicht. Die Kostüme sitzen wie angegossen, die Requisiten haben Schmiss, die Temperamente liegen im Blut. Sanguiniker, Phlegmatiker, Choleriker oder Melancholiker sie tragen die Masken ohne Verfremdungseffekt.

Sie spielen einen Film nach, an den sie wirklich glauben. Gedreht aber wird heimlich, sie wissen nicht einmal, welche Rolle sie verkörpern. Sie werden selbst von den eintreffenden Ereignissen überrascht und verlieren schnell einmal den Faden. Oft sehen sie den Gang der Dinge und ihre eigenen Reaktionen nicht voraus. Sie haben nämlich kein Skript. Der Ausgang der Szene ist ungewiss. Sie verlassen sich auf ihre Spontaneität und ihre Vorahnungen. Sie ahmen sie selbst nach, in ihrem Sinne und auf ihre Weise. Das ist für sie das ganze Leben. Diese Rolle ist ihnen auf den Leib geschrieben: sie wollen geliebt werden. Dafür setzen sie alles aufs Spiel.

Gleichzeitig glauben sie unerschütterlich an eine Vorsehung, an einen geheimen Plan, der irgendwann, irgendwo ohne ihr Zutun ins Reine geschrieben wurde. Das Wort Plan sprechen sie nur in nüchternem Zustand aus. Später fallen Wörter, die sie unüberlegt vertreten, ohne dass sie einen Augenblick darüber nachdenken, ob ihnen ein anderes eher entsprochen hätte. Das ihre, ihre eigene Meinung sagen sie. Das spielt nun überhaupt keine Rolle mehr, weil Tim die Tonspur einblendet. Sie sehen es alle, wie Ruth und Valentin, leicht angeheitert, zum Mikrophon schreiten und singen: *Wir wollen niemals auseinander gehen.*

Ob die Bekundungen gegenseitiger Sympathie und die Anflüge ihrer Zuneigung gespielt sind oder nicht, wer wollte die Frage schon stellen? Am liebsten sind sie sich selber treu, um den Eindruck nicht zu schmälern, den zu hinterlassen ihnen gestern besonders gut geglückt ist. So halten sie ihre Spontaneität aufrecht. Sie spielen alles, was sie sind, mit einer derartigen Hingabe, dass niemand an ihrer Ernsthaftigkeit zweifeln kann.

Ihre Geschlechtsteile sind wankelmütig. Wohin nur mit der höchsten Ausgelassenheit? Manchmal würden sie am liebsten an einer der wilden Szenen teilnehmen, an der sich Filme und Blogs übernehmen. Aber die Schmetterlinge im Bauch verfangen sich in ihrem Kopf, bevor es zum sehnlichsten erwünschten Akt kommt.

Das so genannt Komische im Gegensatz zum Tragischen ist eine trügerische Erfindung. An der Bar gibt es den Unterschied nicht, jedenfalls nicht auf Dauer und schon gar nicht als feste Fügung. Auf solche Gedanken kommen nur Intellektuelle, die ihre Gefühlsfracht im falschen Hafen

absetzen und Tiefen vermuten, wo nicht einmal Höhen vorgesehen sind. Lachen und Weinen halten sich die Waage. Selbstmorde sind nicht an der Tagesordnung.

Jene, die Ersatz suchen, haben an der Bar immer Glück. Alles findet sich, eine Komplizin, ein Vertrauter, ein Mitspieler, ein Nachtfalter, eine Katze, ein Beifahrer, ein freien Rücksitz, ein Lippenbekenntnis. Genau das wollte ich jetzt auch sagen. Manchmal spielt Frank den Kuppler. Er vergleicht dann weit auseinander liegende Augenpaare und Mundwinkel, Nasenflügel, Handrücken und verdeckte Geschlechtsteile, erfindet einen einleuchtenden Vorwand und bringt, was sich finden soll, zusammen. Nicht mit mir, wendet Anna ein, die den Dreh durchschaut. Selber schuld, entgegnet Frank lakonisch und stellt ihr einen weiteren Martini hin – mit Zitrone und Eis, bitte!

Letzte Runde, Schluss jetzt!

Wenn Frank vollkommen betrunken ist, kann es heiter werden. Es folgen dieselben Sätze wie vor zehn Tagen, die den Absturz in die Unterwelt begleiten. In seiner Betrunkenheit lässt er seine Maman aufleben. Alles, was er nun zum Besten gibt, wenn er zwischen deutsches Lallen französische Sprengel streut, ist wie jede persönliche Historie vollkommen verklärt, durch Unzulänglichkeiten verstellt, verherrlicht und überhöht, obschon Frank, das geben auch Anna und Igor zu, über das Ecluse mehr weiß als sie alle. Ja, das Ecluse, rue des Saints-Augustins in Paris, linkerhand neben dem Pont Saint-Michel: Da nämlich war seine Maman Pianisten gewesen. Als junge, bildschöne Frau war sie aus der südwestlichen Provinz nach Paris gekommen, wo sie die ganze Clique des Ecluse kennen lernt. Aber das könnt ihr euch sowieso nicht vorstellen!

Wenn dann Frank wieder einmal alles richtig gestellt und die Dilettanten angepöbelt hat, ist es klüger, ihm nicht in die Fänge zu laufen. Nun ist die Welt in zwei geteilt und es gibt kein Halten mehr. Niemand versteht letztlich, was in solchen Momenten abgeht, obschon sie alle dabei sind und in ihrer Eigenart daran auch beteiligt. Sie beziehen alles auf sich selbst und geraten aneinander. Ein Wort gibt das andere. In einer unbegründeten Plötzlichkeit fährt Frank einen der Kumpel an, stellt ihn bloß oder lässt herablassend Größtes über Weiber verlauten. Wenn Roman nun nicht widerspricht, lässt sich die Schlägerei gerade noch verhindern, schon zu spät, Valentin ist es eindeutig zu viel geworden. Auch er beginnt nun zu schreien, packt Frank und schlägt blind zu. Der Putzfrau werden am frühen Morgen Blutspuren auffallen, aber am kommenden Abend wird alles vergessen sein.

Heute ist Frank vollkommen nüchtern, ja, geradezu auffällig still und harmlos. Mit Anna geht etwas vor, denkt er, während er sie eingehend beobachtet. Ihre Züge sind sanfter geworden. Sie scheint mit vielem abgeschlossen zu haben, so dass auf eine ganz andere Weise etwas wieder beginnen könnte. Sie trägt alles mit Fassung, aus der Bahn wirft sie kaum etwas mehr. Mit ihrer Beweglichkeit kommt sie jeder möglichen Erschütterung mit einem milden Lächeln zuvor. Von keinem abweisenden Ausdruck gezeichnet, würde dieses Gesicht noch einmal von unschuldigen oder zärtlichen Händen berührt sein wollen, ohne dass sich die Geste darüber im Klaren sein muss, was sie damit meint. Diese gewachsene Schönheit bekennt sich zu einer unmissverständlichen Anforderung. Für die Männer an der Bar ist Anna damit unantastbar geworden. Frank darf sich keine Hoffnungen machen, obschon er sich im Stillen eingesteht, dass er in Anna verknallt ist. Er säße liebend gern zu zweit an einem Tisch mit ihr und würde sich in ihren schönen Augen als Mann von Welt bewähren.

Mein Herz, das ist ein Bienenhaus, die Mädchen sind darin die Bienen, sie fliegen ein und fliegen aus...

Es habe ihm nie eingeleuchtet, warum das Reden immer so verzweifelt nach einem Gegenstand schiele, wo doch das Reden an sich immer am liebsten auf der Flucht sei, auch vor sich selber. Jedes Innehalten berge ja schon das auslösende Moment in sich, der Verführung auf den Leim zu kriechen, den weiteren Assoziationen freien Lauf zu lassen. Auf und davon, ohne bestimmte Absichten, immer weiter, nur nicht verharren. Darum schaut ihr ja alle so mitgenommen aus. Das sitzt. Igor triumphiert.

Schließlich beschwört ihr ja nur herauf, was nicht da ist, was ihr habt oder nicht, was euch leben zu wollen noch bleibt. Etwas Anstrengenderes kann man sich gar nicht vorstellen. Und die Langeweile nimmt über alle Maßen zu, weil der Gegenstand so beliebig und gleichgültig ist. Bezeichnet, ausgezeichnet und schon zerronnen. Ihr solltet euch einmal zuhören, ein Tonband müsste man im Geheimen aufstellen und aufnehmen, was da alles in die Worthülsen rinnt und folgenlos versickert.

Das Feuer stehe beim Nachbarn ins Dach, und bei euch ist der Keller unter Wasser. Das Reden schaut in die falsche Richtung und verpasst sogar das unmittelbar Vorliegende, weil es blind für sich selber ist. Hauptsache, es wird geredet, an der Bar, und Roman spielt euch wieder einen Gegenstand zu.

Was Roman von Igor unterscheidet, ist eine vollkommene Aufrichtigkeit, betont Anna. Roman sagt immer, was er denkt, aber diese Übereinstimmung macht ihn schonungslos anfällig. Gerade weil er ein Gauner, ein

Schlitzohr und Schlawiner ist, weiß Igor jedoch als einziger um den genauen Stellenwert des Wortes. Er hat am eigenen Leib erlebt, was alles wegzulassen ist, bis bleibt, was gilt: das nackte Überleben. Mit dem Denken hat das wenig zu tun – und das Wort ist nicht mehr als eine lästige Begleiterscheinung.

Aber mir hört ja keiner zu!...

Anna liest: Feindbild Frau von Rolf Pohl, Männliche Sexualität, Gewalt und die Abkehr des Weiblichen. Noch ein Mann, der Frauen missbraucht, um über sich selbst zu schreiben oder in Sphären einzudringen, die ihm immer verschlossen bleiben. Anna ist skeptisch, obschon das Buch lobend besprochen wurde. Nach den ersten Seiten ist sie bereit weiterzulesen. Der Mann schreibt flüssig. Die Beispiele überzeugen; Zahlen und Fakten untermauern seine Thesen und Behauptungen stichhaltig. Wie destruktiv das Seelenleben der Männer doch sein kann. Anna fühlt sich bestätigt. Von ihren eigenen Gedanken bedrängt, fällt sie zusehends aus dem Text.

Warum erwischt es die einen, die andern nicht? Aus welchem Grund ist erwachsen, autonom und mündig zu werden, so schwierig?

Und wieder wird sie von dieser Urszene verfolgt. Wie oft muss sie sich diese noch vergegenwärtigen, bis sie ihre narkotisierende Anziehungskraft verliert, um als eine Episode unter anderen in ihrem Leben schadlos untergebracht zu sein, ja, bis sie eine Anekdote ist, die von jeder Betroffenheit befreit ist, als handle es sich um eine vermischte Meldung, mit der sie selbst nichts mehr zu tun hat?

Sie verkräftet die wiederholten Schläge nicht, mag das Wort Vater nie mehr aussprechen. Die junge Anna setzt sich an den Straßenrand, faltet eine Landkarte auf und hält den Daumen in die Luft. Weg, nur weg von hier, das ist das einzige, was ihr durch den Kopf geht. Sie erwacht in Marseille, die Führerkabine riecht nach Mann. Zwischen ihm und ihr, ein Schweißband, das Vaterunser, die Lenden eine Tropfsteinhöhle. Raus da, nur raus. Sie hält die Falle in der Hand. Das Gefühl der Scham, reine Schadenfreude. Sie erbricht sich, kotzt ihre Jugend aus, die sie für das ganze Elend der Welt hält. Wo stellt sich Nähe ein, die nach Gewürzen schmeckt? Sie verliert das Bewusstsein, sich selber fremd wie noch nie. Lily steht vor ihr. Sie kommt wieder zu sich. Was für ein Drama, alles nur halb so schlimm. Am Hafen sehen sie das Weite. Sie umarmen sich. Ein Schiff wird kommen, das ist lange her.

Der folgende Abschnitt versetzt sie an die Bar. Die drei Musketiere, Seite an Seite vereint. Ach, Igor, Roman, Frank, ein Kleeblatt, dessen Unvermögen zum Glück sie seit Monaten teilt. Sie weiß selber nicht weshalb.

Wenn Männer lachen, denkt Anna, bricht manchmal ihre Knabenstimme unverhohlen wieder aus; sie lachen mit dem Kopf.

Frauen könnten hier auch fehlen, befindet Anna. Das ist das Beste, was den Männern passieren könnte. Frauen sind ein Bild, vierfarbig, lichtgeführt, aufklappbar, willige Animationen oder Namen als Restbestand, Effi, Emma, Juliette oder Justine, die zwischen zwei Buchdeckel gepresst werden, wie Anna auf jeder Seite eines Buches, das Frank gerne geschrieben hätte.

Frauen sind für Männer ein Fernziel, das sie vorübergehend aufsuchen und wieder verlassen, mit einem schlechten Gewissen. Sie möchten nicht daran erinnert werden, aber allein schon die unmittelbare Gegenwart einer Frau verkörpert in Gedanken für sie eine bedrohliche Nähe. Und fielen sie im Krieg, wäre ihr letztes Wort wie eh und je: Mama. Auch Igor würde es sagen, mit dem Brustton der Überzeugung, von Frank nicht zu reden.

Und trotzdem stehen wir Weiber jeden Abend an der Bar, zur Zier, ein Zitat, als verführerische Zielscheibe, so als hätten wir im Leben nichts Besseres zu tun als gebumst zu werden, sofort, am liebsten auf dem Hocker von hinten. Anna hat den Faden der Lektüre verloren.

Hätte ich das alles nur schon hinter mir!...

Heute Abend läuft Roman auf, er eckt an und steht plötzlich vollkommen im Abseits. Irgendwann würde es auch ihn treffen, das ist vorauszusehen. Frank und Igor sind sich einig. Was ist denn das für ein neuer Duft? Igor beugt sich theatralisch zu Roman hinüber. Aramis, du liebe Zeit!

Er sitzt zwischen Mirjam und Lea. Mit schönen Sätzen versucht er Mirjam zu beschwichtigen. Dafür gibt es Gründe. Mirjam hat einen Fehler gemacht, sie weiß es ja selber, der Fehler kommt nicht überraschend. Es ist immer derselbe und er ist wiederholt Anlass, ihn zu beleuchten, um die fürchterlichen Aufregungen, die sich im nachhinein damit verbinden, zu besänftigen. Aber das nächste Mal, Schwamm drüber, das kann doch jedem einmal passieren. Das Gespräch harzt, Roman gehen die Wörter aus. Was er zu sagen hat, ist gesagt, es könnte auch in einem jener Ratgeber stehen, die bei der Post vor den Schaltern neben Papier und Schreibzeug zum Verkauf angeboten werden.

Plötzlich geht alles sehr schnell, laut wird es. Du hältst dich draußen. Lea richtet sich an Frank und wendet sich nun energisch Roman zu, obschon sie mit ihren Tiraden die anderen zu Verbündeten macht. Schleimer, Klugscheisser, kommt ja mit sich selber nicht klar und erst recht mit den andern, dass ich lache, schwätzt und salbadert daher, redet von der

Liebe und ist damit noch nie im Berührung gekommen, hat ein Ohr für alle und kein Herz. Der will doch nur alles und alle unter Kontrolle haben, der Fiesling, macht Gefühle klein mit Worten, rettet sich in Unverbindlichkeiten, die mit uns Frauen nicht das Geringste zu tun hat, Nichts hat der zwischen den Beinen, verwechselt den eigenen Leib mit Wörtern. Feuer ist für dich wohl ein Fremdwort, Kaltarsch!

Recht hat sie, schluchzt Mirjam, die auf volles Verständnis stößt, während Igor Roman wortlos auf die Schulter klopft und nur den Kopf schüttelt. Das kommt davon, hör doch auf, die Weiber um jeden Preis verstehen zu wollen. Sie geben kein Rätsel auf, wie du meinst, lass sie stehen.

Frauen? Roman erträgt einfach das Leid anderer nicht, wie jemand der in Ohnmacht fällt, wenn er Blut sieht. Er kann gar nicht anders, als alles besser machen zu wollen, auch wenn es dabei nicht immer gut heraus kommt. Er bleibt stehen, er weicht nicht von der Stelle und trinkt schweigend sein Bier aus. Weinen ist nicht am Platz.

Niemand bemerkt in diesem Augenblick, welche Wirkung der Wirbel der Wörter auf den Gesichtsausdruck von Anna hat – und wem die abschätzigste Miene gilt. Schon vorüber. Anna ist wieder Anna. Anna mit ihren kräftigen italienischen Händen. Und noch einmal zum Teufel mit Igor.

Liebeskummer lohnt sich nicht, my Darling!...

Der Aperitif, den sie ungezwungen im Garten einnehmen wollen, fällt buchstäblich ins Wasser. Es regnet in Strömen. Dieser besondere Umstand scheint aber einer lockeren Stimmung förderlich zu sein. Clemens steht im Mittelpunkt. Nach den offiziellen Feierlichkeiten der letzten Woche im Ratssaal der Stadt fühlt sich niemand bemüßigt, eine Rede zu halten. Die Gäste nehmen am ausgezogenen Tisch Platz und folgen von sich aus jener Ordnung, die Clemens anfänglich vorgesehen hatte. Elena überreicht nun im Nachhinein jeder Person einzeln die entsprechende Bildkarte mit ihrem Namen, was wie die asymmetrisch ausgelegten Blumengebände in weiß, blau und rot einen spontanen Applaus auslöst, auf den alle nun trotzdem noch ein Happy Birthday anstimmen.

Fanny und Marcel, Clemens glaubt es kaum, besser könnte der Süden, mein geliebter Süden nicht vertreten sein. Es klingelt. Geh du! Elena findet einen Vorwand, in der Küche zu verschwinden. Es ist nicht zu fassen. Clemens ist sprachlos: Papa, darf ich dir meine Frau Catherine vorstellen? Nun aber bricht ein stürmisches Hola aus; Clemens hat seinen älteren Sohn seit drei Jahren nicht mehr gesehen. In ihren monatlichen Anrufen über den Teich, wie Clemens anmerkt, hat sich die frühere Herzlichkeit verflüchtigt. Einmal nur berichtet Clemens, der die Neuigkeiten seiner

Söhne mit Elena selten teilt, dass Michael geheiratet hat. En catimini, das gleicht ihm. Auch das bestandene Staatsexamen erwähnt Michael nur einmal am Rande mit der Absicht, nach Kanada auszuwandern.

Nach der Vorspeise sind die Gespräche weiterhin im Fluss. Das Buffet ist angerichtet und erntet lauter Lob. Elena lehnt zurück. Sie steckt sich ausnahmsweise eine Zigarette an. Eine weitere Etappe beginnt, sie ahnt es mit Schrecken, ein weiteres Buch wird aufgeschlagen. Clemens will sich ganz in den Süden zurückziehen, das Haus hier verkaufen und gegen eine kleinere Wohnung im aufstrebenden Hafenviertel eintauschen. Er habe mit einem Makler bereits Kontakt aufgenommen. Diese Vorstellung hat für Elena etwas derart Endgültiges, dass sie in letzter Zeit von geradezu panischen Ängsten und Schlaflosigkeit verfolgt wird, gegen die der Arzt ihr Medikamente verschreibt.

Gewiss werdet ihr viele Gäste haben, in eurem bezaubernden Haus im Süden. Elena wendet den Satz ab. Clemens kümmert sich rührend um den Wein und scheint sein Fest in vollen Zügen zu genießen. Wo bleibt Christian Fleck? Die Frage ärgert Elena, sie geht ihr zu weit, sie kommt ihr zu nahe. Sie hätte gern etwas für ihn getan, wie schwierig aber ist es, etwas für andere Menschen zu tun, besonders wenn sie – wie Christian Fleck – von einer zyklischen Krankheit befallen sind, bei der man nie weiß, woran man ist. Sie weicht auf einen Gemeinplatz aus, wenn man denkt, treffen kann es ja jede und jeden von uns.

Inzwischen ziehen Michael und seine Frau Catherine die ganze Aufmerksamkeit auf sich. Sie haben viel zu erzählen. Elena staunt, wie gesprächig und umgänglich Michael geworden ist. Seine Forschungsarbeiten über neuronale Inkontingenzen haben inzwischen schon Weltruf, mehr als meine geisteswissenschaftliche Mäeutik, lacht Clemens nicht ohne Stolz.

Elena überlässt das Reden nun vollends den anderen. Sie bleibt bei Christian hängen. Sie will sich bei ihm melden, brieflich und mit einem Bild. Dieser Vorsatz hellt ihre Gedanken, die unaufhörlich um ihr Haus in Frankreich kreisen, etwas auf. Und nachdem sich Michael teilnehmend nach ihrem Wohl erkundigt, lässt sie sich von der ausgelassenen Heiterkeit der Runde doch noch anstecken. Sie hat heute ihre Pflicht liebevoll erfüllt.

Wie soll das nur weitergehen, mit uns?...

Das macht ihr keine nach. Wenn Vanessa auf die Bühne tritt, wird es still. Niemand würde es wagen, von sich aus einzustimmen und mitzusingen, außer sie fordere das Publikum an geeigneten Stellen dazu auf. Der Chor wiederholt etwa „I love you“, Vokale werden verdoppelt und in die Länge gezogen. Ein aufmunterndes Nicken mit dem Kopf gibt ihnen den

Einsatz, der manchmal mit einer Einladung beider Hände noch unterstrichen wird. Das drängt sich für Vanessa bei melancholisch langsamen Songs auf.

Der Reihenfolge der einzelnen Lieder schenkt sie besondere Beachtung. Sie notiert diese auf einem Zettel, den sie Tim vor ihrem Auftritt zuschiebt. Sie verfügt über ein ansehnliches Repertoire, auf das sie nach Belieben zurückgreifen kann. Sie verlässt sich auf ihre Intuition. Ihre Auswahl, die die Stimmung des Abends aufnimmt, ist Programm. Der Zusammenhang der einzelnen Titel ergibt einen spannungsvollen Bogen. Sie weiß, dass ihr das Publikum verübeln könnte, wenn sie den berühmten Song aus Bagdad Café überspringen würde, wo sie im Refrain „I’m calling you“ in den hohen Lagen die ganze Kraft ihrer Stimme ausspielen kann. Das geht unter die Haut, das Publikum hält den Atem an.

Ihr Großvater Cesare ist ein Fan von ihr. Er hat ihr im Keller einen Übungsraum eingerichtet, der es mit einem, wenn auch kleinen, professionellen Studio aufnehmen kann. Cesare spielt auch den Toningenieur. So geht er nicht nur online allen einschlägigen Karaoke-Portalen nach, er kümmert sich auch um die Software, die er immer auf den neuesten Stand bringt.

Nun braucht Vanessa nicht mehr in ein Weinglas zu singen, das in ihrer Hand ein Mikrofon vortäuscht. Diese Zeiten sind vorbei, obschon Cesare behauptet, dass Vanessa locker auch ohne Mikrofon auskäme, Ehrenwort. Im Timbre ihrer geschulten Stimme würde man zwar keinen italienischen Einschlag vermuten, trotzdem verbindet Cesare die Intensität, ja, die bejahende Fülle ihres Ausdrucks mit einem Nationalstolz, für den er alle illustren Namen herbeizitiert. Kein Wunder, dass Gott persönlich den Italienerinnen und Italienern das Singen beigebracht hat.

Und immer, immer wieder geht die Sonne auf...

Liebe Elena, schreibt Christian Fleck von Hand. Schreiben, wieder Schreiben zu können, ohne dass sich die Spur der Zeichen meiner eigenen Wahrnehmung entzieht, erfüllt mich seit einigen Tagen mit einer unbeschreiblichen Freude. Liebe Elena, der Linienlauf fällt leserlich aus. Ich war auf einen Sprung im Himmel oder in der Hölle, jetzt aber bin ich zurück und auf alles gefasst. Vielleicht bist auch du bereit? Das Leben kann auch jetzt beginnen, wenn man vergessen kann!

Das Kommen und Gehen im Flachland ohne Fluchtpunkt, aber mit neuen Perspektiven, erscheinen mir noch etwas ungewohnt und mühselig. Vieles, was uns so selbstverständlich scheint, muss ich mir Schritt für Schritt wieder aneignen, auch das Schreiben von Hand. Aber es geht jeden

Tag etwas besser. Auf unerklärliche Weise sind die Symptome, die mich nun während langer Monate verfolgt haben, verschwunden. Trotzdem fällt es mir schwer, so zu tun, als wären sie nie da gewesen. Gerne werde ich in den kommenden Wochen deine liebenswürdige Einladung in dein Haus in Südfrankreich annehmen.

Leicht erregt liest Elena die Sätze, die auf einer Karte an sie gerichtet sind. Auf der Vorderseite erkennt sie die Reproduktion eines Bildes von Francis Bacon, ein Homunkulus auf gelbem Grund, ein amorphes Bündel von Gliedern, die prekär verschränkt und in sich gekehrt im Raum verharren, so als würde der eigene Körper außerhalb seiner Konturen nur Haltlosigkeit vorfinden.

Sag das bitte noch einmal!...

Am liebsten würden sie wieder werden wie Kinder. Sie verbinden damit die Spontaneität einer Verspieltheit, die von keinen hinderlichen Überlegungen getrübt wird. Ach, könnten sie doch ihre Bedenken für immer loswerden. Sie möchten von einer unschuldigen Aufmerksamkeit in den Bann gezogen werden, der sich augenblicklich an alles oder nichts verdingen kann, eben so schnell aber auch bereit ist zu entsagen, wenn das Interesse erlahmt oder bereits wieder höchst angeregt zu etwas anderem übergeht. So nämlich stellen sie sich das Wunder der Liebe vor. Eine wiederholte Entdeckung, die sich wie ein erstes Mal ausnimmt.

Ihr Wortwechsel behält sich immer einen offenen Schluss vor, solange sie nicht vom Gegenteil überzeugt werden. Sie könnten auch Ping Pong spielen, wie ehemals in Klassenlagern mit ihren geliebten Kameraden aus der Schule. Die Buben, den Schläger in der Hand, ein Mädchen im Auge, den Ball im Visier und Sieg. Die Mädchen, scheinbar auf nichts anderes als den Ball fixiert, aber schon im Voraus bereit, den Helden, dem sie heimlich zugeneigt sind, in die Arme zu schließen.

Die Bar hält ununterbrochen den Freiraum bereit, den der Körper sich ausbedingt, um sich in seiner ursprüngliche Bewegung und Unbezahlbarkeit auszuleben. Da ist sie wieder, diese unbeschreibliche Auszeit, wie in den Pausen nach einer Prüfung in Mathe, wo sie ihren ganzen Missmut in den Füßen an einem Ball auslassen.

Sie möchten sich am liebsten aus dem Staube machen, auf und davon, um sich aus dem Dasein zu stehlen, aus der Ausweglosigkeit, eine Wahl getroffen zu haben. Sie möchten ein unbeschriebenes Blatt sein, das zu keiner Vergangenheit verdammt, zu keiner Nacherzählung verknurrt ist, aber vollkommen offen, der Zukunft entgegensehen.

Sie möchten eine Leerstelle, eine Lücke, eine Glyphe, lieber noch eine Urmasse oder ein schwarzes Loch sein, die von den schöpferischen Möglichkeiten ihrer Erfüllung leben. Vor allem aber möchten sie bestimmen, wo und wann sie vorkommen. Mit wem und in welchen Rahmen. Und wie und ob überhaupt. Sie haben ihre eigene Meinung.

Wohin aber mit den Enttäuschungen? Mit jenen auferlegten Gültigkeiten, die jeder Beginn schon voraussehen lässt und jedes Ende bitter aufs Neue bestätigt. Zurück ins Allgemeine, das alte Fahrwasser, in dem zu treiben der Widerstand des Lebens empfiehlt, das Verharren in der Einkleidung der bekannten Person an der Bar oder vorwärts in das unbekannt Fremde, das sich erst im Nachhinein als das wahrlich Eigene erweist und für das Wort und Bild zunächst noch fehlen. Wie Kinder, die basteln und zeichnen und von allem, was sie eigensinnig hervorbringen, begeistert sind.

Zum einen Ohr hinein, zum anderen Ohr hinaus, wenn alles doch nur so einfach wäre, sie würden dadurch derart flüssig und luftig, dass kein Wort mehr sie je beschwerte. Was ihnen zu Ohren kommt, berührt sie immer, wenn auch nur kurz, aber jeder Laut setzt ihnen heftig zu, sie wissen nicht genau wie, nicht genau wo und auch nicht warum. Weh tut es in jedem Fall. Wenn es Späne absetzt nach allen Seiten, sehen sie die Folgen ab. Nichts geht an ihnen spurlos vorüber. Vergebens lehnen sie gegen eine Porosität auf, die von den fallenden Wörtern ausgenützt wird, um sie zu besetzen.

Wo sollen sie nur hin mit diesem unnötigen Ballast, mit diesem sagenhaften Abfall, wenn nicht hierher, wo zwischen Grobem und Feinstofflichem kein nennenswerter Unterschied gemacht wird. Das eine ergibt sich aus dem anderen. Und umgekehrt. Sie sind glücklich mit anzusehen, dass es anderen ergeht wie ihnen. Kein eigentliches Zurechtkommen gibt es, alle Versuche, die gegenseitigen Widerspenstigkeiten zu bezähmen, sind gescheitert und werden wieder scheitern. Auf keine Ordnung ist Verlass.

Entscheidungen, an die sie sich eigentlich halten möchten, erweisen sich angesichts unvorhersehbarer Zwischenfälle als unzulänglich. Voraussetzungen, von denen sie ausgehen wollen, werden durch das plötzliche Auftreten neuer Bedingungen in ihrer Grundlegung erschüttert. So geht das halt von Fall zu Fall und Schlag auf Schlag.

Ihre Schwierigkeiten, mit dem Leben zurechtkommen, sind auf ein inneres Bild zurückzuführen, das sie sich von sich selbst machen. Niemand könnte ihnen ausreden, einzigartig zu sein. Sie machen einander gerne Komplimente, darin kommt ihre unverwechselbare Persönlichkeit zum Ausdruck. Die Kränkung wäre unermesslich, müssten sie einsehen, dass sie Garben voller Übertragungen sind, eine Nachlese, die sich hinter einem einfachen Namen verbirgt und an ihren Fersen haftet. Sie haben

wenig in der Hand, zu viel Schutt liegt über den unsicheren Quellen. Sie haben zwar eine Stelle, wie lange das noch gut geht, weiß hier niemand. Diese können gestrichen werden oder sie selber werden von heute auf morgen ersetzt. Woran sie sich halten, hat sich im Handumdrehen schon erübrigt, die Zukunft ist ein Strohflecken, an dem sie sich mit leuchtenden Augen kurzfristig erwärmen.

Sie werden sich nie zurechtfinden, hier, sie werden vorübergehend zurechtgerückt. Mit dem Tresen steht und fällt alles. Sie fallen nicht aus dem Rahmen, sie passen ins Bild. Elena hat sie nie zu Gesicht bekommen. Sie würde sie wahrscheinlich Blumen zuordnen, wildes Kraut, stille Blüten in einem weiten Feld. Manche bleiben noch etwas sitzen. Sitzen bleiben, sitzen gelassen werden, das kennen sie. Sie sagen seit einer Stunde, dass sie nach Hause gehen wollen.

Ich bin gleich zurück!...

Köln ist eine lebendige Stadt, du wirst sehen. Chefarzt Roland Zell sitzt mit Hildegard in einem Taxi, das sie zum Hotel Chelsea im belgischen Viertel fährt. Der Besitzer, John, ein leidenschaftlicher Sammler hat jedes Zimmer einem zeitgenössischen Künstler gewidmet. Roland Zell besteht ausdrücklich auf der Suite Günter Uecker.

Es ist ein Kongress wie jeder andere, wäre da nicht der Fall Fleck und die Gelegenheit, einen jungen, aufstrebenden Kollegen aus Montréal kennenzulernen, der den Mails nach zu schließen perfekt deutsch spricht und den Zell, nach der gewissenhaften Lektüre seiner Publikationen abzuwerben vorhat.

Wir werden sicher Zeit finden, mein Schatz. Roland Zell verspricht Hildegard, diese oder jene Ausstellung zu besuchen. Zell wird voraussichtlich einen Jugendfreund anrufen, einen bedeutenden Kunsthistoriker, der an der Hochschule für Kunst und Medien eine Professur innehat. Er wird ihnen den einen oder anderen Hinweis geben können. Es ist immer von Vorteil, Beziehungen zu haben.

Jetzt aber eilt es. Sie bitten die Taxifahrerin vor dem Hotel zu warten, sie wollen nur das Gepäck ablegen und gleich weiterfahren zum Institut. In der Halle treffen sie auf die Koryphäen, die aus der ganzen Welt angereist sind. Roland Zell klärt Hildegard auf, flüstert ihr die entsprechenden Namen ins Ohr und nickt seinen Kollegen zu. Das Fernsehen will den Anlass nicht verpassen, Zell schaut gelassen in die Kamera. Hirnforschung ist im Trend.

Über den Fall Fleck gibt es inzwischen nicht nur eine ganze Reihe von Thesen und Untersuchungen, die sich vornehmlich auf die empiri-

schen Daten von Zell stützen, sondern auch populär wissenschaftliche Darstellungen, die unter der Rubrik Forschung in Beilagen erscheinen, die reich illustriert sind. Immer im Zusammenhang mit diesem Rätsel der Wahrnehmung, das unter Zell-Syndrom oder Mangold-Zell-Inkontinenz in die Geschichte eingehen und in das Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders aufgenommen wird. Das wird sich an dieser Tagung weisen.

In den didaktischen Auslegungen der Tages- und der Sonntagspresse werden die heutigen Lebensformen als Ursache ins Feld geführt. Das menschliche Gehirn sei überfordert, heißt es, für die adäquate Verarbeitung zunehmend gleichzeitiger Impulse, die in höheren Frequenzen und beschleunigten Kadenzen eintreffen, schlecht gewappnet. Die sensorischen Systeme, so die häufig zitierte Annahme, seien etwa bei Tieren stärker getrennt und aufgrund primärer Spezialisierungen klar und einfach hierarchisiert. Beim Menschen aber käme es zunehmend auf ein hoch differenziertes Synchronisierungsvermögen von disparaten Eindrücken an, die in viel näher liegenden und vernetzten Subsystemen verarbeitet werden müssen. Stress, latente Angstzustände, biographische, soziokulturelle, aber auch erbbedingte Faktoren würden nun bei einer faktischen Auslastung der einzelnen Subsysteme die Zuordnung und Identifikation der einzelnen Eindrücke beeinträchtigen. Dadurch entstünden Löcher und Lücken an der Oberfläche so genannter Siebe, deren Ineffizienz auf einer zu hohen Durchlässigkeit beruht. Stellen sie sich einen voll getränkten Schwamm vor, der keinen Tropfen mehr aufnehmen kann. Die englische Referentin behauptet zum Schluss, das Syndrom könne epidemische Ausmaße annehmen, weil dessen Urform durch die Einnahme von Medikamenten für andere und ähnlich gelagerte Störungen maskiert sei.

Roland Zell holt weiter aus. Die sensorischen Erregungszustände werden nicht mehr chronologisch richtig koordiniert, so dass die betroffene Patientin oder der Patient den Eindruck hat, es sprächen alle Sinne wirt durcheinander. Eine vollkommene Indifferenz der Signale befällt sie, was sie nun nicht wie zu erwarten wäre in eine Apathie stürzt, nein das Gegenteil tritt ein: die Patienten nehmen die Simultaneität heterarchischer, ja, anarchischer Reize durchaus wahr. Hellwach sind sie, was am ehesten mit einer ausufernden Inspirationen zu vergleichen wäre.

Christian Fleck versteht jedes Wort. Er allein weiß genau, wovon die Rede ist. Er sitzt neben Suzanne Leclair, einer bezaubernden, jungen Dame, die über den Kopfhörer die Simultanübersetzung ins Französische verfolgt.

In einer Powerpoint-Präsentation folgen nun farbige Visualisierungen des menschlichen Gehirns, die Christian Fleck vorkommen wie die

Landkarte seiner Heimat. Er könnte die Veranschaulichungen ohne Vorlage selber zeichnen. Die Areale, die Hirnrindenanteile, Epithalamus, Thalamus, Hypothalamus, der fronto-insulare Cortex und das Tectum sind von Fall zu Fall eingefärbt. Eingebildet werden nun die Wege, die Flechtwerke, die zwischen den einzelnen Synapsen durch Transmittermoleküle aktiviert werden. Rote Kreise zeichnen jene Zonen aus, wo es offensichtlich zu Störungen der Übermittlung kommen kann.

An dieser Stelle unterscheiden sich die Hirnbilder von Suzanne Leclair und jene von Christian Fleck wesentlich, weil Zell und Mangold den einzelnen Knoten verschiedene Bedeutung zumessen. Diagramme und Statistiken illustrieren die Werte der letzten Monate. Die eigentliche Ursache bleibt zwar offen, weil weitere Abklärungen und Untersuchungen nötig sind, aber die Erklärungen sind plausibel und begründen den gemeinsamen Antrag von Zell und Mangold, in einem international und transdisziplinär angelegten Forschungsprojekt dem Rätsel der perzeptiven Prozesse auf die Spur zu kommen.

Beim anschließenden Aperitif unterhalten sich Zell und Mangold mit Politikern und Vertretern der chemischen Industrie, um der Bedeutung ihres Forschungsprojektes für den Menschen und die Zukunft Nachdruck zu verleihen. Was in Frage gestellt ist, ist die bisherige Setzung der eigenen Identität, man könnte sagen: die ontologisch fundierte Ipseität des Ichs. Mangold betont es. Das Ich ist wahrscheinlich nicht mehr als ein Gedanke, auf den man unter anderem kommt. Aber man muss sich – wie an alles, was man behalten will – immer wieder daran erinnern. Man muss aktiv darüber verfügen können. Da liegt das zentrale Problem, auf das uns das eigenartige Syndrom aufmerksam macht.

Um Suzanne Leclair und Christian Fleck versammelt sich das wissenschaftliche Team des Fernsehens. Sie täuschen beide Erschöpfung vor, um den Fragen auszuweichen, die sie langweilen. Nur Suzanne Leclair sagt mit einem ironischen Beiklang, das Leclair-Fleck-Syndrom würde wahrscheinlich nicht durch sie allein vollends aufgeklärt, weil sie ja inzwischen als spontan geheilt betrachtet würden. Sie blieben unter Kontrolle und im Dienste der Wissenschaft, solange Rückfälle nicht auszuschließen seien. Sie beide aber, ihr Leidensgenosse Christian und sie hätten alles gesagt, was es zu den bekannten Anfällen zu sagen gäbe. Und was mich betrifft, Christian verzeih mir, nehme ich nun das Recht auf Vergessen in Anspruch. Ich will wieder leben, nicht gerade wie vorher, das geht wahrscheinlich nicht, leben aber will ich, ohne ständig an meine Krankheit erinnert zu werden. Der Mann vom Team bedankt sich.

Christian Fleck kommt Michael Mangold, der ihm bei Tisch das Du anbietet, bekannt vor. Er meint ihn auf einem Bild in einem ganz andern

Zusammenhang schon einmal gesehen zu haben. Hat es Elena betont nachlässig unter einem Stoß wieder verschwinden lassen, nachdem es zwischen einem Bündel an Landschaften irrtümlich aufgetaucht ist? Zeigt die Aufnahme eine Tafel mit zahlreichen Gästen, eine dokumentarische Pflicht, die sie für Clemens gerne – meist schwarz-weiß – erfüllt? Michael stellt keine Fragen, er hört Christian Fleck aufmerksam zu. Er gibt seiner Freude Ausdruck, dass Christian Fleck seine Arbeit wieder aufnehmen will, nach einem wohl verdienten Urlaub, den er in Südfrankreich zu verbringen gedenkt.

Halt mich fest!...

Elena möchte nie wieder in einer Küche stehen, weder in dieser hier im Süden noch in jener in ihrer neuen Wohnung im Norden. Sie trocknet Gläser und mit jeder Drehung von Arm und Hand, die das Tuch von innen heraus an den Rand führt, überfallen sie Gedankenketten. Zu vieles hat sich angestaut. Alles Einzelne im Nacheinander, wie es das Leben meint, bleibt zwar überschaubar und erledigt, aber das Ganze ist nun in einem Mal mehr als die Summe seiner Einzelteile. Dieses Ganze, das ihr Leben sein soll, steht ihr plötzlich feindselig gegenüber und es ergibt kein klares Bild mehr. Die einzelnen Bilder, die sich so leicht und schön, chronologisch und thematisch geordnet in Alben ablegen lassen, haben sich bis zur Unkennlichkeit übereinander gelegt. Sie geben nur noch den einen blinden Fleck zu erkennen, der sich als gemeinsames Merkmal verselbständigt hat und die Motive im Einzelnen überschattet. Christian grüßt wie ein wiederkehrender Geist aus diesem Rauschen in ihre satte Welt herüber. Er überlebt alle Bilder.

Elena wird demnächst vierzig, nur kein Fest, fast hätte sie laut aufgeschrien. Wohin ihr zerstreutes Ansinnen auch ausschwärmt, es hält sich an den Rand des Glases und an das nachziehende, leise Geräusch, das durch die Reibung entsteht. Und wie es schmerzt, dieses harmlose Zischen, das die einfachen Kreisbewegungen begleitet. Der Lappen kommt immer wieder zum gleichen Schluss. Elena scheint bei dieser Tätigkeit mit jeder Wendung um Jahre zu altern. Denn genau an diesem Punkt, an dem sich ihre Finger einfinden, gibt es keinen Ausweg mehr. Jetzt meint sie, sein Gesicht in einem der Gläser zu erkennen, Christian, das Antlitz eines Toten, das sich der lebendigen Erinnerung aufdrängt, eine Gegenwart im Gegensatz zu den Bildern, die einst feierlich festgehalten von unterschiedslosem Grau getarnt bleiben, eingeordnet in Alben, aufgeklebt auf matt gestrichenem Halbkarton.

Sie wird ihre Bilder nie vergessen können, sie werden sie verfolgen, eine enorme Sammlung an Eindrücken, das Haus, der Garten, Licht und Schatten, Landschaften, ein halbes Leben. Elena, die wilde, freie Künstlerin, sie glaubt, es genüge mit dieser Vorstellung zu spielen. Nun sitzt sie fest. Ihre rechte Hand erfasst ein nächstes Glas.

Allein, sie hat sich auf die Rolle einer Nebenperson eingelassen mit einer schalen Hoffnung auf gut Glück, irgendeinmal als Hauptmotiv in die Mitte gerückt zu werden. Die Bewegungen ihrer Hände halten inne; das Tuch ist zu durchnässt. Sie ist mit der Vergangenheit verheiratet, Clemens Mangold, plötzlich stellt sich Klarheit ein. Seine Einwände, seine Vorbehalte allem unmittelbar Gegenwärtigen gegenüber werden laut.

Obschon er ihrer Bilderwelt die gebührende Bewunderung zollt, vornehmlich ihren Gästen gegenüber, traut er dem Bild als solches nicht über den Weg. Das Glas hat einen Sprung. Bilder sind ihm zu einfach, weil er darin nur das Abbild erkennt, dem Bild selbst in seiner Form aber keine Wirklichkeit zugesteht. Das jedoch übersieht Clemens nicht nur an den Bildern, sondern an Elena selbst. Das Eigene, Eigenwillige kann für ihn nur die Poesie erreichen, wenn sie sich durch die gnadenlose Unerbittlichkeit seiner Interpretation ihm selbst erschließt. Er hat immer das letzte Wort.

Die neue Provinzialität: Elena erinnert sich an einen Artikel eines deutschen Philosophen in der Frankfurter Allgemeinen. Provinzialität als Biederkeit und durch Institutionen legitimierte Selbstgefälligkeit. Sie erkennt darin nicht nur ihren Mann, Clemens Mangold, sondern auch sich selbst. Sie haben versucht ihrer engen Welt im Norden zu entfliehen – wie es im Buche steht – und sind hier wieder in einer Urprovinz gelandet, die sie mit der unverfälschten Natur verwechselt haben. Nun ist es zu spät.

Die Gläser sind trocken, Elena weint nicht. Weinen, das scheint ihr geradezu unpassend. Lieber hätte sie sich an einem zersprungenen Glas eine kleine Schnittwunde zugefügt, aber vielleicht wäre ihr auch dieser Grund zu weinen zu harmlos vorgekommen.

Scherben bringen Glück!...

Es habe ihm nicht eingeleuchtet, dass der Kreis eine geschlossene Figur sein soll, denn das Ende der Schlaufenbildung könne ja unmöglich mit dem Ausgangspunkt übereinstimmen. Angenommen man ziehe in den Süden, nach Sizilien zum Beispiel und komme wieder zurück – hat sich dadurch etwa der Kreis geschlossen? Igor wählt das Beispiel in betonter Beiläufigkeit. Dass er damit auf Anna abzielt, ist allen klar.

Noch einer dieser peinlichen Einschübe, eine dieser Zugaben, um die niemand hier gebeten hat. Unbeirrt, über die Einleitung längst hinaus, fährt Igor fort. Schließlich stoßen seine pseudophilosophischen Anmerkungen doch auf offene Ohren, die Stimmlage muss es sein, die tief und eindringlich den Raum erobert, als könnten die Schwingungen der mündlichen Rede ganze Welten erhellen. An Feuer fehlt es ihm nicht – und sie können nicht anders, als seinen abstrusen Gedankengängen zu folgen.

Im Gegensatz zur Spirale ist der Kreis eine Figur mit tödlichem Ausgang. Würde sich der Kreis, wie die Form behauptet, tatsächlich schließen, wären die Rundung und die in Wirklichkeit begangene Strecke verschwunden, besser: vernichtet. Der Weg ist umsonst, man hätte sich die Mühe sparen können. Wie aber soll es gelingen, was zu Fuß und mit dem Auge in unermüdlichen Wanderungen begangen, aus dem Bereiche des Erlebens zu verbannen? Das fällt nur einer vollkommen falschen Zeichnung ein, die einer gelangweilt in den Sand gedreht hat. Beißt sich selber in den Schwanz, sitzt von Anfang an fest und malt sich den Mutterbauch aus, in den er auf immer zurück will. Wie ihr hier, Igor meint, er sei der Mittelpunkt.

Was man sich nur alles antut!...

Nun ist es auch um sie geschehen; Anna ist fassungslos. Seit Tagen ndröhnt aus dem Zimmer von Vanessa „I have no choice, I hear your voice“. Über die zugelassene Lautstärke müssen sie sich immer wieder aufs Neue einigen. Sie stehen beide vor dem Kühlschrank, Vanessa ist außer sich, weil ausgerechnet heute Abend ihr Lieblingsyoghurt – Kiwi mit Banane – fehlt. Die Szene ist unvermeidlich, wieder einmal soll gesagt sein, was sich seit Tagen zusammen braut. Vorwürfe fallen gegenseitig, bewusst verletzend, ätzend despektierlich, Mutter und Tochter wie es im Buche steht.

Jetzt ist wieder reine Luft. Die Stimme von Madonna ist zwar auch im Wohnzimmer zu hören, wo Anna liest, hin und wieder ihre Lektüre unterbricht, um Notizen in ihrem Tagebuch aufzunehmen. Sie fasst sich von Jahr zu Jahr kürzer, die Umwege ihrer Jugend sind ihr abhanden gekommen. Sie lässt alles weg, was sie vom Kern ihrer Beobachtungen ablenken könnte. Meist stellen sich die Erkenntnisse wie Aufhellungen ein, wahre Aha-Erlebnisse, die sich nach einer anhaltenden Gärung im Bewusstwerden bündeln, als ob ein einziger Satz, der sich von alleine ergibt, ganze Zeitspannen zusammenfassen könnte. Jetzt ist es für sie klar, so hat sie es gemeint, genau so immer schon. Sie muss es sofort aufschreiben, um selber daran zu glauben. Dadurch kommt sie einen Schritt weiter auf dem Wege zu sich selbst.

Heute Abend aber beschäftigt sie ihre Tochter Vanessa. An das Lesen ist nicht zu denken; zu Notizen kommt es nicht. Zu viele Eindrücke umstellen den direkten Zugang zu einer möglichen Einsicht. Das Unabwendbare ist eingetreten. Auch für Vanessa gibt es nun keine Umkehr mehr. Vanessa ist zwar seit einiger Zeit kein Kind mehr, Anna bemerkt es einfühlsam. Jetzt werden ihr auf einmal alle damit einhergehenden Konsequenzen vor Augen geführt. Das ist grausam.

Anna möchte sich am liebsten die Ohren zuhalten, aber auch dadurch wird sie das Lied, das ihr auf die Nerven geht, nicht los. Madonna diktiert, das Lied übertönt alles. Es setzt den jungen Willen von Vanessa außer Kraft. Die Bereitschaft zur Anhänglichkeit, ja, zur Anhängerschaft, zu der der Song bekehrt, ist erwacht. Vanessa ist fortan zu allem fähig, zur Blendung, zur Blindheit, bereit, ihr Herz zu verlieren. Und Anna wird genötigt, dieser Verwandlung beizuwohnen. Die Zeit, da ein Körper sich selbst bedeutet, da Nähe und Weite, Zärtlichkeit und Wärme noch von keinem Kalkül eingenommen sind, ist unwiderruflich vorüber. Die Gefahr der Bedeutung ist aufgetaucht. Hurtig schreibt sie diesen einen Satz in ihr Tagebuch, in Klammer, ach Vanessa.

Bitte nicht, nicht jetzt und ausgerechnet dieses Lied. Ihr eigenes Schicksal wird nun laut. Anna hat das Lied aus ihrer Sammlung verbannt, obschon sie noch jede Zeile mitsingen könnte, auf jeden Reim noch hereinfiele, ja, sie würde auch da noch weitersingen, wo die unverwechselbare Stimme von Barry White kurz aussetzt, um dem Saxophon vor der Wiederaufnahme des Refrains das Solo zu überlassen. Das innere Singen kommt auch ohne die reale Tonspur aus. Das Lied macht alle Anstrengungen zunichte, endlich vergessen zu können. Alles ist wieder da, wenn Madonna wüsste.

Sonntag, den 18. Juli, drei Jahre nach der Geburt ihrer Tochter Vanessa: das wird ein schöner Tag. Sie kommt aus dem Badezimmer, sie trällert den Song von Barry White, ein Stück Brot springt aus dem Toaster. Und er setzt sich nicht. Er geht. Die bekannten Wörter fallen und die Türe ins Schloss. Das Lied bleibt. Während mehrerer Wochen bestätigt es wohltuend den unauslöschbaren Schmerz. Wenn das Lied erklingt, ist er wieder da und sie, Anna, allein. Der Körper gebiert die Vorstellung immer wieder aufs Neue; der Verlust will seine Gegenwart. Im Türrahmen erscheint er nicht wirklich, Serge, das Schwein, obschon es das Lied verzweifelt ernst meint. Anna muss es sich laut einreden, das Herz muss es endlich einsehen. Wäre doch nur dieses verdammte Lied nicht. Anna fröstelt. Jetzt meint auch Vanessa, Stimmen zu hören.

In ihren Notizen geht sie den Gründen nach. Sie wartet auf eine Eingebung. Wenn sie entschieden damit beginnt, bereits im ersten Ab-

schnitt den Abschied als gegeben hinzunehmen, verliert sie sich im Folgenden in allerhand Ratlosigkeit. Beginnt sie dagegen mit Vermutungen, ist sie gezwungen, ob sie nun will oder nicht, auf dieselbe Schlussfolgerung zu kommen. „No choice, no change“. Aber das Lied will sie vom Gegenteil überzeugen, von einem Glück nämlich, von dem zu singen ist, damit es währt.

Anna ist müde. Sie lehnt sich in diesem Augenblick nicht gegen ein Schicksal auf, vor dem sie ihre geliebte Vanessa bewahren möchte. Madonna triumphiert, obwohl sie nicht singen kann. Die Botschaft ist bei Vanessa auf offene Ohren gestoßen. Was kann Anna dagegen vorbringen? Morgen, denkt sie im Badezimmer, darf ich auf keinen Fall das Yoghurt Kiwi mit Banane vergessen.

Nur Sorgen und Leid – und keine Zeit zum Ausschlafen!...

Alles könnte auch anders sein, anders werden, hörst du, ganz anders. Die einen träumen, dass sie es schaffen, jeden Tag beschwören sie es, morgen wollen sie damit beginnen, sie werden über sieben Brücken gehen. Andere versinken in den Urzustand ihrer Erwartungen, entdeckt und erlöst zu werden. Ein gerechtes Auge fällt auf sie, ein offenes Ohr bietet sich an. Jemand weiß mehr als sie und nimmt sie wirklich wahr. Tolles Kleid, schöne Augen. Sie gucken wie Alice im Wunderland durch das Schlüsselloch, dahinter die schiere Unbegrenztheit der Möglichkeiten, ein ewiges Kommen und Gehen, aufregende Begegnungen, unterhaltende Gespräche, seelische Erschütterungen im freien Fall, Nervenkitzel, das Höhenfeuer anhaltender Ekstasen, Hühnerhaut. Dann aber wendet sich das Blatt. Wie immer, meint Frank. Die Bilder werden unscharf, die Ansprüche vertagt. Sie reden gegen Gott und die Welt an, gemeint aber sind ihre eigenen Bedingungen, die Unverrückbarkeit ihrer Schwächen und Grenzen.

Nichts zu machen, anders geht es nicht, auch wenn es vollkommen unerklärlich bleibt, warum es immer weitergeht. Sie haben keine Wahl, sagen sie heute. Sie glauben nicht mehr daran, dass es anders kommen könnte, dass es auch anders ginge, sie opfern die Wahrnehmung der weiteren Möglichkeit der Gleichgültigkeit. Kommt es darauf wirklich an? Man muss halt, in ihren Stimmen liegt kein vernehmbares Anzeichen von Resignation. Der Befund ist knapp.

Der richtige Moment bleibt immer aus. Bald zu früh, bald zu spät, sie haben gerade kein Geld, um in den Urlaub zu fahren, abzuhauen, auszubrechen. Ihre Freunde von der Bar würden ihnen fehlen. Hier sind sie groß geworden. Von einer weiteren Ausbildung sehen sie ab, du lieber Schreck, die Schule hat ein Trauma hinterlassen. Die Kurse, die ihnen von

der Arbeitslosenhilfe verordnet werden, bestätigen alle ihre Vorurteile, Excel-Tabellen verderben ihnen den ganzen Tag. Hauptsache, die Kinder haben gute Noten. Schon aber ist es wieder zu spät, jemanden kennenzulernen, anzuknüpfen, unbeschwert anzubandeln, den angefangenen Satz einfach stehenzulassen und in einem ganz andern Zusammenhang wieder aufzugreifen. Frank drängt auf die letzte Bestellung.

Das Andere, das ganz Andere bleibt eine stete Versuchung, die sie begleitet wie ein Evergreen, von dem ihnen die eingängigen Takte nachlaufen, um eine Weile in ihnen zu übersommern und von einer neuen Melodie verdrängt zu werden, die sie immer noch an ihre Vorsätze erinnert. Sie warten, sie warten ab und lassen die Zeit vergehen. Sie haben keine andere Möglichkeit mehr.

Die Feuer, die sie beherbergen, sind erloschen oder werden im Keime erstickt, damit sie sich nicht heillos entzünden und ausbreiten. Die Asche werden sie nicht los. Sie erinnert sie an etwas Naheliegendes, das zu erfassen sie sich versagen. Sie kommen damit an kein Ende, weil sie eigentlich mit nichts etwas anfangen können. Es liegt nicht im Bereiche ihrer Möglichkeiten. Es geht nur schlicht und ergreifend weiter. Hier, sagen sie, und deuten auf eine Stelle, wo Brennen sie plagt. Schmerzen, sagen sie, auf der Brust, in der Kehle oder auf dem Magen. Ruth bekommt schnell kalte Füße, Valentin schwitzt. Sie entwickeln Symptome, für die eine ursächliche Bezeichnung gesucht werden muss. Nur Igor zeigt seine Brandwunden nie.

In ihren Köpfen, im Herzen, im Schrein ihrer Seelen, in den Fingerspitzen oder Fußsohlen knistert und züngelt er noch, der kleine Funke. Letztlich geht es immer um das eine. Alle sexuellen Praktiken, üblich oder ausgefallen, sind schon einmal ausgereizt. Jede Stellung taugt einmal als Beispiel. Keine Entblößung bleibt aus, Anzüglichkeiten haben eine belebende Wirkung. Und noch ein Bier. Kronenburg, Amstel, Heineken oder Edle Perle. Im Stillen ziehen sie eine Entziehungskur in Erwägung. Nie mehr Anteil nehmen wie Roman. Nie mehr lesen und schreiben wie Anna. Nie wieder Igor zuhören müssen. Nie mehr trinken, nie mehr ausgehen, endlich verschwinden von hier. Könnten sie doch nur den Dalai Lama persönlich treffen, aber sie haben keine Beziehungen.

Das Schrecklichste, was ihnen widerfahren könnte, wäre, wenn jemand käme, sie ausfindig machte, mit dem Finger auf sie zeigte, um sie als Phantom zu entlarven. Was glauben denn sie, wer sind sie schon, ein einfältiges Bündel an Selbstbezüglichkeiten, ein blutarmes Hirngespinnst, das kein wahres Eigenleben hat. Zusammengewerkelt ist das hybride Wesen, aus Luft und Wasser, Genen und Memen, aus Elementarteilchen, deren zufällige Fügung auf sie verweist. Sie erfüllen sinnenleerte Funktionen

eines Programms, das disparate Einheiten aktiviert und animiert und nach Belieben in Zeit und Raum anordnet

Sie wären um Wille und Vorstellung auf ewig betrogen. Wo sie das pochende Herz ihrer Bejahungen und Verneinungen schlagen hören, wo sie die Freiheit ihrer Entscheidungen hochleben lassen, bliebe eine blinde Schar von Transmittermolekülen, die machen, was sie wollen, und ihr vermeintliches Selbst an unsichtbaren Fäden bewegen wie Marionetten.

Jemand würde majestätisch und autoritär auftreten, ein elternloser Sohn, ein Messias mit Haut und Haar. Unbescholten aus der Ferne kommt er, das Geheimnis der Wüste ist seine Stärke, das Gesetz aus den Bergen sein Wille. Er würde die unerhörte Botschaft über ihre Nichtigkeit und Scheinheiligkeit verkünden. Mit unerschütterlicher Sachlichkeit würde der Beweis erbracht, dass sie seelenlose Geister sind, die vom ersten Augenblick an von einem Modell in Schach gehalten werden.

Und nicht nur sie, wahrlich ich sage euch, Namensträger ihres Geschlechtes von allem Anfang an, Ansässige dieser Scheinwelt. Ein und alles, die Bar, die übliche Sitzordnung, der Liebeskummer, die Magenschmerzen, die schwarzen Tage, die lichten Nächte, Blut und Boden, Höhen und Tiefen, die Bilder, die Bildung, die Sätze, die Stellungen, die Wörter, dieser elende Haufen, Fallschutt der Büchse der Pandora. Entblößt wären sie in ihrer ohnmächtige Gefolgschaft als Anwendung eines verinnerlichten Musters, das von ihnen nur eine leblosen Schatten hinterlässt auf dem Boden der Bar.

Wer ist hier eigentlich zuständig?...

Warum ausgerechnet sie? Damit haben sie nicht gerechnet. Sie haben zwar davon gehört, immer wieder geht die Kunde, dass diese Gegend mit ihren bewaldeten Hügeln von Bränden heimgesucht wird, alles ergreifende Brünste, die sich rasant verbreiten. Das Feuer kann ein wildes, reißendes Tier sein. Die Einheimischen wissen, wovon sie reden, sie fürchten sich davor.

Elena und Clemens haben die Feuer während all dieser Jahre mit eigenen Augen gesehen, ein infernalisches Schauspiel, dessen Unbezähmbarkeit fasziniert und abstößt zugleich. Es lehrt das Fürchten, wenn es hinter den gegenüberliegenden Hügeln züngelnde Flammen und die Ballung ascher Wolken aufsteigen lässt. Dieses Lichtspiel hat für Clemens etwas poetisch Dramatisches, das ihn aber nicht etwa aufwühlt. Es beruhigt ihn, es versöhnt ihn mit einer höheren Macht, an der er eine gewisse Unberechenbarkeit anerkennt, selbst wenn er sein eigenes Leben davon ausnimmt.

Willkür einer Natur, die sich nicht darum schert, was gut oder böse ist, Launen der erhitzten Erde, die nicht versteht, was Zerstörung bedeutet? Unachtsamkeiten wandernder Touristen, die ihre Kippen wegschmeißen oder gar ein Feuer anfachen? Brandstifter, die ihr Unwesen treiben, Rachezüge der ansässigen Mafia, die hier Wurzeln schlägt? Die Vermutungen und Legenden sind so alt wie das Feuer selbst. Das fatale Moment ist unfassbar, die Anfänge bleiben im Dunkeln: am Ende brennt es immer irgendwo. Der Süden ist nicht der Norden.

Auch die Angst kommt und geht. Elena und Clemens reden oft darüber, als die Aufwendungen für den Umbau ihres Hauses die geplante Summe bei weitem zu übersteigen beginnen. Über Kostenvoranschläge gebeugt, ziehen sie die Gefahr noch eine Weile in Betracht. Doch überwiegt die Begeisterung, an den Kacheln für die Küche sparen wollen sie nun wirklich nicht. Sie reden einander die Angst aus, nachts im Dunkeln, kein Feuer brennt. Immer mit dem Schlimmsten zu rechnen, widerspricht dem Temperament Elenas ohnehin, das passt nicht zu ihr.

Für oder gegen eine Entscheidung gibt es in diesem Fall kein dichtes Argument, keine menschliche Rechnung geht auf. Aber ein Unbehagen bleibt; der Schrecken und die Schönheit des Feuers aus der Ferne sind eine Mahnung. In den Bildern von Elena wird diese Ambivalenz in einer unbeschreiblichen Gleichzeitigkeit eingefangen und als wahre Bedrohung geradezu eingefroren.

Sie sind von der Zuversicht getragen, dass eine von schützender Hand gezeichnete Bannmeile um den Weiler und ihr Haus Schutz bietet. Das Feuer wird, so es ausbricht, durch die Kehrtwendung der lokalen Winde in die entgegengesetzte Richtung vertrieben. In dieser Hoffnung werden sie während all dieser Jahre glücklich bestätigt.

Fanny weint. Elena hört als erstes das Schluchzen, als sie den Hörer abnimmt. Sie kommt nicht einmal dazu, ihren Namen zu sagen, sie ahnt auf der Stelle, worum es geht. Fanny bringt nur ein „non, c'est pas possible“ über die Lippen. Der Schrei erstickt, Weinen wird sie später. Elena hängt auf. Das Haus ist abgebrannt, nur die Grundmauern stehen noch. Unser Haus, sagt Elena.

Clemens betritt das Wohnzimmer. Elena! Er will auf sie zugehen. Regungslos stehen sie in einem Raum, der nichtssagend ist. Sie vermeiden, einander in die Augen zu schauen, um zu verhindern, dass sie sich gegenseitig in die Arme nehmen. Sie fallen in eine unsägliche Erschöpfung, in der ihnen alles, was Sinn macht, auf der Stelle entzogen wird. Wie nach einem andauernden Kampf, der sich nie wirklich gelohnt hat, geben sie auf. Jetzt sind sie entzweit wie Mond und Sonne.

Das darf doch nicht wahr sein!...

Niemand hat Roman je mit einer Frau gesehen. Oder mit einem Mann. Niemand ist heimlich Zeuge einer kompromittierenden Situation oder eines angedeuteten Flirts, nicht einmal die latente Bereitschaft zu einer möglichen Begegnung lässt sich ausmachen. Roman bleibt Roman.

Niemand weiß, dass Roman gar nicht auf der Suche nach einem eigenen oder anderen Leben ist. Der lebt für uns, durch uns und mit uns. Anna lässt es einmal fallen. Roman kann sich unter einem eigenen Leben nichts vorstellen, außer in jenen Umrissen, Höhen und Tiefen, die er an der Bar an den anderen zur Kenntnis nimmt. An ihrem Kommen und Gehen stellt Roman mit unfehlbarer Sachlichkeit fest, dass sie das Leben mit ihrer eigenen Haut verwechseln, aus der sie nicht können. Sie drehen sich um ihre eigene Achse und stoßen wiederholt an ihre Grenzen. Auf eine derartig lebenslange Haft will sich Roman nicht einlassen. Er setzt die Füße nicht zu belastend auf den Boden, und die Augen sollen nicht himmelwärts gerichtet sein. Er trotzt der Versuchung, etwas zu sein oder etwas zu werden, bis alles in einem vorurteilslosen Nebeneinander der Ebenen gleichgültig wird.

Nur die scheinbare Anteilnahme am Leben der Anderen unterhält ihn, zwar auch nicht nachhaltig, aber doch so weit, dass mit ihren Geschichten, die er detailversessen verfolgt, die Zeit vergeht. Die Tentakeln des Tragischen sind längst unschädlich gemacht, Komik kein Ausweg, und jeder Stachel ohne Gift. Roman lacht selten, er deutet ein Lächeln nur an, um ein einvernehmendes Verständnis zu untermalen. Es muss etwas gehen, sagen sie. Sie jedoch, seine Lotsen und Köder an der Bar, gehen immer zu weit oder zu wenig weit. Sie verlieren sich aus den Augen und erreichen Ferneres nie. Roman sieht es ihnen an.

Nimm mich, so wie ich bin!...

Anlässlich einer Routine-Untersuchung bei Professor Roland Zell, trifft Christian Fleck auf dem Gang auf Schwester Josephine. Sie ist nach dem Frühdienst auf dem Sprung nach Hause. Er wird von der Heftigkeit seiner Wahrnehmung vollkommen überrascht. Sein Herz klopft wie in jungen Jahren. Jetzt, da sie sich nicht wie in den vergangenen Monaten so oft in ihrem weißen Kittel über sein Bett beugt, sieht er ihre ganze Erscheinung und ihren zierlichen Körper lebensnah. Christian Fleck findet auf der Stelle in das wahre Leben zurück.

Wenn er ansprechbar war, vorübergehend zu sich kam, erzählte ihm Schwester Josephine den eigenartigen Vorfall noch einmal, denn er schien nicht zu begreifen, was geschehen ist:

Nachdem er aus dem Taxi, das ihn am frühen Morgen zum Hafenviertel in die Kanzlei fährt, ausgestiegen sei, prallt er vor dem Bürogebäude mit einem jungen Mann, der ihm entgegenkommt, zusammen. Weicht nicht aus, sagt der junge Mann, geht wie ein Blinder, torkelt, rempelt mich an oder was. Er sei mit erstarrtem Blick noch stehen geblieben, dann aber zu Boden gestürzt. Knickt in sich zusammen wie ein Sack, als hätte er keine Wirbelsäule. Da stimmt etwas nicht. Alkohol, Drogen, Medikamente, sicher ist man ja nie, bemerkt der junge Mann. Die Vermutung streift ihn aber nur kurz, denn, als ob nichts geschehen wäre, kommt Fleck nun wieder zu sich, fährt mit der Hand über die Stirn und steht auf. Er lächelt, murmelt Verzeihung und versucht weiterzugehen.

So kommt der nicht weit, der junge Mann schaut ihm verwundert nach. Er habe sich plötzlich gesorgt, denn vor der Eingangstüre versucht er die Klinke in den Griff zu bekommen, zielt nun aber vollkommen daneben, schlägt sich vorn über fallend an der Glastüre den Kopf wund und bricht wie ein Klumpen unkoordinierter Glieder erneut zusammen. Da liegt er, regungslos am Boden. Der junge Mann hält das Taxi, das am Eingang zum Hafenviertel wegfahren will, auf. Um Gottes Willen, was ist geschehen, Herr Fleck? Der junge Mann hilft der Fahrerin den bewusstlosen Fleck auf den hinteren Sitz zu legen. Kommen Sie mit, ich heiße Maria. Tim, sagt der junge Mann.

Ist das eine Geschichte aus einem meiner früheren Leben? Sie lachen beide. Der Sommer naht! Komm, wir setzen uns auf eine Terrasse und stoßen auf mein neues Leben an. Ich werde wieder ausgehen, Menschen treffen, an der Bar stehen und einen Aperitif trinken. Und zwar mit dir, heute Abend, Josephine. Anfänge müssen sein!

Mein Herz brennt so lichterloh...

Die Techniker regeln das Licht. Die Assistenten weisen auf die wichtigen Signale hin, die sie während der Sendung, bitte, beachten wollen. Sie sollen nie direkt in die Kamera schauen, auch wenn diese sich auf dem Schlitten annähert, um sie ganz persönlich ins Zentrum des Bildes zu rücken. So also nicht, betonen die Assistenten, während lauter schlechte Beispiele projiziert werden. Gelächter bricht aus.

Sie sollen ihren Blick natürlich, ganz natürlich auf eine der blau aufleuchtenden Pastillen richten, links und rechts der Kamera, da, seht her: geklatscht wird, wenn das orange Blinkzeichen einsetzt. Die Begeisterung

im Saal muss spürbar werden, die Freude direkt rüberkommen. Nichts getürkt da, alles live, so muss es wirken.

Die Assistenten wiederholen es mit Nachdruck, während sie sich mit ihren Anweisungen den einzelnen Gruppen zuwenden, die einem genauen Plan folgend nach und nach auf den Tribünen verteilt werden. Sie haben Glück, das kann man sagen. Tipptopp: das Namensschild klebt an den Rücklehnen der vordersten Ränge. Frank kommt am Fernsehen.

Sie sitzen alle im Publikum. Das lassen sie sich nicht entgehen. Roman überzeugt sie. Er organisiert alles, darauf ist wie immer Verlass, wenn Roman etwas an die Hand nimmt, aber dann. Er beantwortet die zahlreichen Mails mit der Produktion und sorgt sich um alle Einzelheiten. Er mietet den Bus, der sie am frühen Nachmittag ins Hotel und später ins Studio fährt. Die Gemeinschaftskasse ist geleert. Ein langes Hin und Her über das Ziel ihres diesjährigen Ausfluges erübrigt sich. „Herz hat unsere Welt“: Die Sendung ist Klasse. Die Moderatorin Julia Mohn will sie nach dem Auftritt von Frank persönlich empfangen. Sie sind zu einer Party mit einem Buffet eingeladen.

Alle lieben Julia Mohn: Applaus. Jetzt steht sie vor ihnen in einem bezaubernd nachtblauen Kleid. Ja, die Bar, liebe Freunde, meine verehrten Zuschauerinnen und Zuschauer, im Saal wird es dunkel. Filmausschnitte und dokumentarische Aufnahmen laufen auf der Leinwand Revue, Bilder einschlägiger Bars und berühmter Persönlichkeiten stehen still. Eine männliche off-Stimme streut Kommentare ein und erzählt die Geschichte der Harry's Bar in Venedig nach: Play it again, Sam.

Nach der berühmten Szene ist Julia Mohn vollkommen im Bild und leitet zur Gegenwart über. Und heute? Die Neugier ist ihr anzusehen. Welchen kulturellen und gesellschaftlichen Stellenwert hat denn die Bar gleich um die Ecke, die es in ihren lebensnahen Varianten noch auf der ganzen Welt gibt? In einer Zeit, da Hektik, Anonymität und Gleichgültigkeit den anderen gegenüber zur Gewohnheit werden? In unserem Alltag, wo es mit der zwischenmenschlichen Kommunikation, der Wärme und der Aufmerksamkeit im Argen liegt. Hat die Bar noch Herz? Ja, ja, die ganze Halle geht geschlossen im Chor auf, obschon kein Zeichen aufleuchtet.

Wer aber wüsste das besser als Sie? Die Handbewegung ist gekonnt ansprechend. Julia Mohn begrüßt ihre Gäste und Frank wird als erster auf das klatschmohnrote Sofa gebeten. Herzlichen Dank, dass Sie zu uns gekommen sind. „Herz hat unsere Welt“ freut sich, mit Ihnen und ihrer Bar Bekanntschaft zu schließen. Bei der Probe hat die Redakteurin, die Julia Mohn ersetzt, Frank noch ein paar hilfreiche Empfehlungen zugesteckt.

Vielleicht habe ich die Bar mit der Frau meines Lebens verwechselt, denn bisher bin ich nur ihr treu geblieben. Die Lacher werden von einem verordne-

ten, rauschenden Applaus übertönt, bis das Blinken der orangenen Leuchtkörper wieder innehält.

Jetzt aber ist es Zeit zu verschwinden, Meere und Wüsten zu durchqueren und in einer neuen Umgebung unterzutauchen. Gerne hätte es Frank für sich behalten, gegangen wäre er, ohne ein Wort verlauten zu lassen, an einem Abend wäre er einfach nicht mehr erschienen – und Tschüss, Tipptopp. *Verstehen Sie, liebe Julia, Sie geben mir mit diesem Auftritt in ihrer Sendung die Gelegenheit, es meinen lieben Freunden von der Bar und allen zu sagen: Ich ziehe weiter.* Die Augen von Julia Mohn ruhen erstaunt auf Frank.

Sie kennen ja jetzt mein ganzes Leben, verstehen Sie mich, Julia? Auch ich hatte keine andere Wahl, die Bar ist meine Heimat, aber ich hab's gesehen, Tipptopp. Jede Ritze, jede Unebenheit des Tresen mit dem feuchten Lappen erwischt, von der verdammten Kante ganz zu schweigen, die jeder unachtsamen Bewegung einen schmerzhaften Widerstand entgegenhält, und an die blauen Flecken am folgenden Morgen erinnern. Ich möchte nicht mehr anecken. Umbau bezahlt. Jetzt aber auf und davon. Ihr Blick, wie soll ich sagen, Julia denkt nach, hat etwas Wissenschaftliches, etwas Obsessives. Sie gehen allem auf den Grund, kein Detail entgeht ihnen. Frank, Sie gefallen mir, Julia Mohn strahlt.

Eine Reportage wird eingeblendet. Die Filmsequenz setzt mit einer Nahaufnahme des Hauptplatzes ein. Nach einem Schwenk, der den Brunnen und die Linden vor den Fassaden erfasst, fährt die Kamera über die Terrasse durch die offenen Fensterflügel mitten in den lang gezogenen Raum und an den Tresen. Im hinteren Teil der Bar auf den leicht erhöhten Podesten stehen Mona und Tim, Hand in Hand. Da sitzen sie alle, wie gewohnt. Sie prostern sich zu. Nun dreht Tim die Tonspur auf. Vanessa singt ihr Lieblingslied. Wenn sie nur nicht entdeckt, missbraucht und wie eine Tagesfliege wieder fallengelassen wird. Anna macht sich Sorgen. Aber beim anschließenden Aperitif vor dem Buffet versteht es Vanessa, mit dem jungen Produzenten von Universal Music, den ihr Julia persönlich vorstellt, besser umzuspringen als ihre Mutter. Cesare freut sich insgeheim, dass sie diesen Helmut so süß findet.

Kann es nach diesen berührenden Bildern etwas Menschlicheres geben als eine Bar? Mit dieser Frage zurück zu Ihnen, Frank, ich danke Ihnen, dass sie so ehrlich sind, das ist selten.

Menschen, die Vorhersehbarkeit ihrer Handlungen, ihrer Wünsche und Überlegungen befremden mich eigentlich zutiefst. An der Bar bin ich ihnen so nahe wie möglich gekommen, gefährlich nahe, denn ich habe jeden Abend mit dem Feuer gespielt, ohne eine Sekunde daran zu denken, dass ich mich dabei selbst verbrennen könnte. Die Menge jöhlt. Seit wann redet der wie Roman? denkt Anna.

Kein Zweifel, alles echt, so haben sie ihren Frank am liebsten, Frank pur und in Hochform. Schade nur, dass er kein französisches Chanson vorträgt. Nun halt, sie sind dabei. Sie werden gesehen, so wie sie sind. Sogar Igor wird nach ihrer Rückkehr kleinlaut zugeben müssen, dass er sich die Sendung in seinem Hotelzimmer angeschaut hat. Bravo Vanessa! Gut gepokert, Frank! Er wird es ihm nicht mehr persönlich sagen können. Frank verbeugt sich. Margarethe und Mirjam sind zu Tränen gerührt. Roman lehnt an Leas Schultern. Ruth und Valentin fallen einander in die Arme. Höchste Zeit, meint Anna und lächelt.

Ja, an der Bar liegen sich Suche und Sucht in den Augen wie ein verliebtes Paar. Marmor, Stein und Eisen bricht, aber ein Bartresen hält immer, was er verspricht. Sie sind ein Poet, schöner kann man das nicht sagen. Julia Mohn verneigt sich. Die Augen der Kamera wischen den Saal auf. Die Emotionen sprengen das Bild. Unsere Gäste vom Tipptopp können es kaum fassen: Frank verlässt sie.

Nach der Werbung geht es weiter. Irma steht seit über vierzig Jahren hinter dem Tresen. Und sie hat nicht wahr, Irma? in keiner Weise die Absicht, ihrer Bar untreu zu werden. Irma la Douce im Hafenviertel von Hamburg, ohne sie, das kann sie sich, solange sie lebt, selbst nicht vorstellen. Aber sehen sie selbst: „Herz hat unsere Welt.“

Bitte, bleiben Sie dran!...

Den Kindern und Jugendlichen ist es doch vollkommen gleichgültig, ob sie hier noch einmal vorkommen oder nicht. Würden sie darum gebeten, hätten sie es sich bereits anders überlegt oder würden im Nachhinein behaupten, den Zeitpunkt der Vereinbarung überhört oder vergessen zu haben. Hier haben sie mit Sicherheit keine Zukunft, und Bücher lesen ist nicht ihre Sache. Über den Sommer sind sie wieder um Zentimeter grösser geworden, wie schnell das geht.

Kann doch jedem passieren. Sie nehmen nur zur Kenntnis, was ihnen genau an dieser Stelle einleuchtet. Sie verstehen nur, was ihnen augenblicklich als lebenswert erscheint. Etwas bringen muss es. Jetzt aber gleich, alles Weitere kann warten, nur keine Aufregung, die Alten haben wieder einmal ein Problem. Was anderes haben die sonst?

Sie schauen nur schnell vorbei, grüßen artig, damit keine unbegründeten Vorwürfe die ohnehin schon angespannte Stimmung noch vermiesen, sie müssen Mutter oder Vater noch einen Riesen ausreißen, der letzte Lappen ist alle, aber Bier, das verbietet ich dir. Klaus braucht noch eine Unterschrift unter eine Entschuldigung für die Schule. Lukas hat verpennt, das gleicht ihm.

Schon sind sie weiter, den lästigen Fragen weichen sie gekonnt aus. Sie haben ihre eigenen Abmachungen, zu spät darf es heute nicht wieder werden, vielleicht übernachteten sie bei einem Kumpel, die Eltern sind auf Urlaub. Ok, Linda. Ein SMS erreicht sie immer.

Karaoke finden die meisten unter ihnen so etwas von daneben, damit muss man ihnen nicht kommen. Das kann man nicht mehr machen. Schließlich schauen sie doch vorbei, die Abmachung ist geplatzt, Kevin und Deborah haben Hausarrest, mit dem Kiffen reicht es jetzt. Die Boys stoßen dazu, weil eine Girlies Night angesagt ist. Tim ist in Fahrt. Lässig und scheinbar unbeeindruckt kleben sie, ein Bein angewinkelt an den Wänden und mokieren sich über die Versuche, Anastacia oder Britney Spears den Rang streitig zu machen. Sie klatschen nicht, werden aber weich, wenn sich Romy oder Melinda anschmiegen, um in ihren etwas unbeholfenen Armen Bestätigung zu finden. Sie geben ja zu, Ihnen wäre es echt zu heiß, mit ihrer brüchigen Stimme an Iggy Pop heranzukommen.

Sie sehen sich am Schlagzeug oder an der Gitarre. Morgen, schlägt Phil vor, wollen sie dem Keller nachgehen, in dem sie üben können.

Den Hund an die Leine, das Kind in den Wagen – und immer schön geradeaus!...

Elena habe es ihm zuliebe getan, ja gesagt zu diesem Haus. Vielleicht hätte sie es sich anders überlegt, aber sie weiß nur, dass sie in diesem Augenblick zustimmen will. Seine Gedanken und meine Gedanken, das lässt sich genau jetzt nicht voneinander unterscheiden. Sie verfahren sich heillos nach einem Ausflug auf den Mont Ventoux. Sie setzen sich ab in eine Welt, die jener, von der sie träumen, verführerisch ähnelt. Sie erreichen auf abseitigen Wegen einen Ort, der in Wirklichkeit der Traum ihrer Beidheit ist. Elena glaubt es und fühlt sich in diesem Haus bestätigt, das sie zufällig entdecken. Unser Haus, sagt Clemens.

Wahrscheinlich erwartet Elena im Leben nie, dass Clemens von einem Haus im Süden derart eingenommen sein könnte. Sie haben nie darüber gesprochen. Wenn sie in den Süden fahren, lassen sie sich treiben. Ihr Haus im Norden erwerben sie wohl überlegt und geradezu vernünftig, unter Berücksichtigung aller beteiligten Faktoren. Das Haus ist praktisch, sagt Elena häufig und gibt damit ihrem Clemens in seiner gewinnenden Klarheit Recht.

Clemens ist hingerissen. Ist es ihr Clemens? Die Abendsonne, die sie später so oft unter dem neuen Vorbau genießen werden, blendet sie. Sie findet in ihrer Tasche die Sonnenbrille nicht. Clemens geht um das Haus. Noch folgt sie ihm nicht. Sie, Elena, bleibt stehen, auf dieser unbeschreiblich schönen Terrasse, die sie vergrößern werden. Clemens sagt es bereits

nach dem ersten Rundgang. Er kommt zurück. Er sagt es sofort. Die Terrasse wird vorgezogen, aber komm, schau, schau dir den Innenhof auf der Rückseite an. Sie weiß nicht mehr, ob sie Hand in Hand gehen. Aber etwas ist daran. Sie gehen um das Haus Die Läden sind geschlossen. Elena weiß nicht mehr, ob sie etwas sagt. Sie geht mit. Clemens hat das Sagen. Sie blickt noch ins Weite, erhascht das Meer in seiner ganzen Ausdehnung.

Sie wird diese Unbegrenztheit immer lieben, die von ihrem Garten aus später zu sehen sein wird. Denn da vorne sind in ihren Augen ein paar Bäume zu fällen. Ich bin deiner Meinung, Clemens sagt es. In diesem Augenblick hätte sie sich hingeben wollen, sie denkt an Christian, aber auch er versinkt im Horizont. Jetzt würden ihr das Glied von Clemens schwächelnd und seine gewohnten Umarmungen harmlos vorgekommen.

Sie dreht sich um, sie sieht nur Clemens. Elena sieht Clemens wie ein zweites Mal oder wie ein erstes Mal ganz anders. Ihr Clemens ist im Norden ein anderer. Die südliche Sonne wirft ein Licht auf ihn, das ihn verwandelt. Vielleicht kann nicht jede Vergangenheit in Gegenwart zurückübersetzt werden. In diesem Augenblick ist Clemens jedoch unwiderstehlich anziehend. So nahe ist er ihr noch nie gekommen. Elena denkt Clemens und Clemens gewinnt Elena, aber ihr eigenmächtiges Ansinnen übersieht das Licht. Einzig das Licht ist es. Das Licht verführt sie. Erst in der untergehenden Sonne kommt für sie das Haus ins Spiel. Ihr Haus.

Das Haus erscheint ihr manchmal noch wie der verlorene Sinn des Lebens, um das sich Geschichten ranken, die unwirklich anmuten, frei erfunden und eingebildet wie manische Spuren in einem Tagebuch. Ihre Alben nimmt sie nie mehr zur Hand. Jetzt ist alles zu einem Abbild verkommen, für das es kein Entsprechen mehr gibt.

Schüttelfröste, Gliederschmerzen: es geht eine böse Grippe um!...

Er kann es nicht lassen. Jede Hoffnung, dass Igor hier endlich schweigt und von der Bildfläche verschwindet, ist umsonst.

Es habe ihm nie eingeleuchtet, meint Igor heute Abend, sichtlich angeheitert, warum sich Frauen und Männer, Frauen und Frauen, Männer und Männer immer nur als eine Hälfte empfinden, die durch eine andere Hälfte ergänzt werden müsse, und sei es die bessere, um endlich als Ganzes in Minne aufzugehen. Dabei ist es doch nur diese elende Bedürftigkeit, die euch das Erleben einer Vollständigkeit vorenthält. Kaum sind zwei zusammen, erweisen sie sich in ihrem Nebeneinander wieder als Halbheit, der mit Sicherheit etwas fehlt. Wer zu Beginn des Abends die Bar als Paar betritt, kann sie spät nachts allein und getrennt wieder verlassen. Und umgekehrt, lacht Igor. Es geht ihnen wahrscheinlich zu schnell, doch schon

fährt er fort: Alle diese Teilheiten richten durch ihren ohnmächtigen Wunsch nach Einheit erheblichen Schaden an.

Ach, dieses ständige Gerede um Halbe, Viertel und Ganze, wie kann man sich nur an solche Sottisen halten. Platon hat damit angefangen, kein Krieger, kein Künstler, ein eitler Philosoph, wie er im Buche steht, menschenverachtend selbstverliebt. Und ihr habt es ja nicht einmal von ihm selbst, sondern von der Straße. Kann man alles vergessen! Und damit auch Gott und alles, was mit ihm zusammenhängt und von ihm ausgehen soll. Gott, diese menschliche, ja, allzu menschliche Erfindung, vollkommen unvollständig, parteiisch und grausam. Siehst du, er wendet sich Anna zu, Gott ist nicht mehr als die Summe aller Aussagen, die über ihn gemacht werden und das ist dann immer noch die halbe Wahrheit. Die bliebe wahrlich besser halb, als einfältig angebetet zu werden! Am Ende schnappt der noch über, meint Anna, es ist nicht zu fassen.

Musst du immer das letzte Wort haben?...

Am Anfang habe es das Leben nicht so gut gemeint mit ihr, wiederholt Anna, ja, es habe nicht wirklich angefangen, nein, sie selbst, Anna, habe mit dem Leben nichts anzufangen gewusst. Nie habe sich Gewissheit eingestellt, irgendwo dazugehören.

Immer wieder wird Anna in ihrem Eindruck bestätigt, das Leben wolle sie nicht aufnehmen, weise sie ab oder zurück, beharre auf Urzeiten oder Vorleben, die ihr aber in keiner Weise entsprechen. Sie meint immer wieder zu Recht, sie sei fremd bestimmt. Das Leben und mit ihm das versichernde Gefühl, da zu sein, entgleitet ihr unter der Hand, bis sie es ganz aus den Augen verliert. Das ist häufig der Fall. Auch die Rückkehr in ihre angebliche Heimat, wo sie wirklich anzukommen meint, endet enttäuschend in einer Sackgasse. Kein Ziel in Sicht, kein Weg unter den Füßen, von der Liebe keine Spur, nicht einmal echte Abenteuer, nur verpasste Chancen. Sie flüchtet und weiß nicht einmal wovon.

Jetzt aber wendet sich das Blatt. Anatol taucht auf. Das Orakel spuckt ihn aus an dieser Stelle, wo er nun hingehört und keinerlei Anstalten macht, wieder von der Bildfläche zu verschwinden. Ganz im Gegenteil. Er sagt: Du bist es, ich will dich. Im ersten Moment versteht Anna nicht, sie versteht die Welt nicht mehr. Sie meint, diesen einfachen Satz zum ersten Mal in ihrem Leben zu hören, das nun genau mit diesen knappen Worten von vorne beginnt.

Aber nicht nur der Satz an sich tut seine Wirkung. Es ist die stimmige Fülle, von der er, ohne laut zu werden, getragen ist. Sie stellt keine Frage, sie widerspricht nicht, was sie früher nicht hätte unterlassen können,

sie zweifelt nicht einmal. Sie lässt den Satz stehen. Er ist so schlicht und einfach, so eindeutig und kurz, dass ihn Anatol wiederholen muss. Dafür hat er das nötige Verständnis. Es sind indes nicht die lauten Gespräche der vertrauten Gäste an der Bar, die das schöne Bekenntnis übertönen, das diskret, aber mit einem getragenen Bariton ausgesprochen wird. Anna hat für diese Unumwundenheit einer Liebeserklärung kein offenes Ohr, weil sie in dieser klaren Form auf den ersten Blick nicht zu erkennen ist.

Sie hat den Satz verdrängt und erwartet beim besten Willen nicht, dass jemand wie Anatol es ernst meinen könnte. Mit einem Wort vollkommen ernst. Weder in den verdunkelten Binnenräumen ihrer Hoffnung, noch im Schaum ihrer selten gewordenen Träume, weder in ihrer stillen Scham noch im Einklang mit dem Klopfen ihres Herzens ist dieser Satz vorgesehen, denn er weist ihr einen Platz an, für den sie sich selbst gar nie vorgesehen hat. Mit anderen Worten, Anatol sagt: du bist die Hauptperson. Meine Muse, meine Maus, meine Muschi, das sagt er zwar noch nicht. Aber es wird ihm alles noch in den Sinn kommen, denn er meint natürlich alles auf einmal und sofort. Er geht aufs Ganze und beginnt mit der entscheidenden Einzelheit. Darüber lässt die Nachdrücklichkeit seiner Stimme keinen Zweifel.

Anna ist überrumpelt, denn es gibt keine Anzeichen oder Vorzeichen, die ihr auf die Fährte helfen, damit sie sich auf den Satz mit weiblichen Mitteln vorbereiten könnte. Keine Einleitung, keine Anleitung sind nötig. Anatol verfügt über keine raffinierten Strategien. Verführerische Umwege sind ihm fremd und jeder rhetorische Versuch, romantische Anspielungen zu intonieren, würde nicht zu seinem Körper passen. Anatol entspricht auch nicht einem Bild, das durch eine plötzliche Gegenwart im Bewusstsein von Anna wachgeküsst werden könnte. Anatol ist kein Frosch.

Er geht zwar etwas unbedarft das Wagnis dessen ein, was ein einfaches Herz sofort als Hof verstehen könnte. Er sagt so beiläufig als möglich: ich bin nur deinetwegen die ganze Zeit hier am Tresen gestanden. Ich brauche die Bar nicht, genug damit. Anna, meine Anna, du bist die einzig Richtige. Die Aussage ist von einer erschütternden Einfachheit. Ist das möglich? Die Eröffnung bleibt nicht ohne Folge, weil damit ausdrücklich ein Anfang gemeint ist, den Anatol mit einem Satz hinter sich bringt. Nun versteht Anna alles auf einmal.

Denn von jetzt an ist für Anatol alles selbstverständlich. Er wartet draußen vor der Tür auf dem Platz vor dem Tipptopp auf Anna, die sich heute beeilt. Keiner merkt etwas. Wäre Frank noch da, so hätte für einmal auch seine legendäre Hellsichtigkeit auf der ganzen Linie versagt. Anna lacht wie noch nie.

Auf dem Heimweg durch die Nacht muss Schnee fallen, der erste Schnee, anders kann es nicht sein. Die Wirklichkeit kommt zu Wort. Anatol sagt es auf der Schwelle: wir ziehen zusammen. Jetzt ist ihrer beider Geheimnis, das sie bis zum Einzug Annas für sich bewahren, auch an der Bar ein offenes. Darüber wundert sich heute Abend sogar Roman.

Schenk mir einen Stern, den hätt' ich so gern!...

Keine Zeit mehr verlieren, nur das Nötigste einpacken, ein kleines Wörterbuch für schnelle Auskünfte in der Fremde, alles Weitere findet sich immer, unterwegs, auch andernorts sind Lieferungen eingetroffen, zwischen Himmel und Hölle, Wasser und Erde treibt die Fracht, neue Marken, gängige Titel, Ratgeber, Gesamtausgaben. Keine Größe fehlt, das Sortiment wird täglich erweitert, die Auswahl ist überwältigend.

Keine Spuren, keine Fingerabdrücke hinterlassen, keine Stadtpläne mit Auszeichnungen versehen, keine Fahrkarten, keine Fremdwährungen aufbewahren, vor allem Namen, Adressen und Rufnummern löschen, Briefe, Notizen, Tonbänder und kompromittierende Bilder vernichten, Daten am besten verschlucken wie Diamanten oder weißes Pulver. Abwesenheiten erfinden, die Vergesslichkeit pflegen.

Keine Bewegung! Dem gerichteten Lauf standhalten, das grelle Licht unerschrocken ertragen, ohne mit der Wimper zu zucken. Jeder Versuchung die Stirn bieten, vor dem leeren Blatt ungerührt bestehen. Verhöre, vernichtende Urteile, Folterungen, die heilige Inquisition über dich ergehen lassen. Auch über diese Geschichte wächst Gras. Klitterungen kommen mit dem Frühlingserwachen. Alles geht vorüber, geht vergessen, mit der Zeit. Noch ist nicht aller Tage Abend.

Kein Wort mehr, kein einziges, verstehst du. Alles geheim halten. Und keine Namen verraten, keine Hintergründe ausplaudern. Igor Bird-whistle? Nie gehört! Frank Dubar? Nie gesehen! Anna Chetichella? Und ihre ganz offensichtlichen Beziehungen zur Mafia? Keine Ahnung! Aber den Namen Roman dürftest du doch schon irgendwo gelesen haben, Schwindler, Lügner, Spitzel, Falschmünzer, Triebtäter!

Ich weiß von nichts, ich war es nicht, das Opferlamm spielen. Lauter Verwechslungen, falsche Tatsachen, böse Unterstellungen und üble Verleumdungen ins Feld führen. Die Seite, das Hemd wechseln. Nichts als Täuschungen, ja, Enttäuschungen, schwarz auf weiß, unhaltbare Vermutungen, an den Haaren herbeigezogen, die keinen nachvollziehbaren Zusammenhang ergeben. Da haben wir's.

Ernstmachen mit den anfänglichen Vorsätzen, dem ersten, spontanen Eindruck vertrauen, der stimmt letztlich immer. Lass dich nie wieder

überreden. Nie wieder, es kommt nie wieder vor. Eine letzte Chance, ich bitte dich, und ich lasse die Finger davon. Ich weiß ja selber nicht, woran es liegt. Es übernimmt mich, es übermannt mich. Eine innere Stimme, ein mächtiger Drang, eine unumgängliche Vorbestimmung, eine erbbedingte Anlage, eine körperliche Abhängigkeit, eine persönliche Verfassung, eine hemmungslose Gestimmtheit, der Mai, der Mai, der holde Mai. Am guten Willen liegt es wirklich nicht.

Schluss damit, es reicht. Es ist das letzte, das allerletzte Mal. Ach! Wäre doch mein Abschied hier, mit Freuden sagt ich, Welt zu dir: Ich habe genug!

Angst gehabt, dass ich nicht lache. Gut gespielt. Lass dir die Augenbinde abnehmen. Wir tun dir nichts an. Jetzt aber den Mut nicht verlieren, nur nicht so schnell aufgeben. Wiederholen, wiederholen, Schritt um Schritt, das ist doch keine Kunst. Sich den ersten Satz noch einmal vornehmen, worum geht es da, Aha, anfangen, das Ganze noch einmal von vorne. Keine Etappe überspringen, keine Zeilen auslassen, jedes Anzeichen rechtzeitig erkennen, gemacht, gemacht, alles schön der Reihe nach, besser, besser, schon läuft es ja wie am Schnürchen, sogar die Vorhand sitzt. Aus Fehlern wird man klug, und Übung macht den Meister. Das ist ja kein Geheimnis. Ganz automatisch fallen nun die Wendungen, der letzte Dreh sitzt.

Ende gut, alles gut!...

*N*ichts ist so schön wie die Worte, die ewigen Worte, mein Herz ist nur dein. Mag auf der grossen Welt auch noch so viel geschehen, sie wollen niemals auseinander gehen.

Mona sieht die Wörter buchstäblich vor ihren Augen. Sie liegt im Bett. Sie kann stundenlang einfach da liegen, ihren Träumen freien Lauf lassen. Die Bilder tauchen auf, eines löst das andere ab. Sie haben für Mona eine faszinierende Leuchtkraft. Manchmal möchte sie zuschauen können, wie ein einzelnes Motiv einer Malerei gleich mit der Zeit vor ihrem Auge entsteht, ein besonders Schönes wünschte sie für sich festzuhalten, einen Moment lang nur. Schon vorüber.

Tim sitzt im Wohnzimmer vor dem Fernseher. Sie weiß nicht, um welches Spiel es sich handelt, das heute Abend übertragen wird. Sie kann sich die Mannschaften ohnehin nicht merken, geschweige denn die einzelnen Spieler voneinander unterscheiden. Es geht ihr viel zu schnell. Sie kann sich kaum gleichzeitig auf den Ball und auf einen Spieler konzentrieren, denn bevor sie sich einen klaren Eindruck machen kann, hat der Ball den Besitzer bereits gewechselt, über den ganzen Bildschirm hinweg. Es

muss ein entscheidendes Spiel sein, wahrscheinlich das Finale einer bedeutenden Meisterschaft, Mona vermutet es, denn deswegen fällt ja heute Karaoke aus.

Tim verfolgt das Spiel bis zum Schluss. Nun ist er spitz und geladen, prall und drall sind seine Eier. Nichts geht ihm über Männer beim Spielen. Mona spürt, wie er ihre Schenkel öffnet und sich an ihrem Schlund vergnügt. Es glänzt, was vom Inneren als Äußeres zu spüren ist, wie eine dralle Auster. Mona gibt Laute von sich, ein urisches Jauchzen, das Tim nun derart erregt, dass er nur noch zustoßen will, ans Ziel, es, es, es kommt mir, der Schuss ist geglückt.

Die Hebamme trägt einen Bart. Majaliva Vyankandondera, ein Flüchtling aus Burundi hat hier die Ausbildung als erster Mann erfolgreich abgeschlossen. Er praktiziert mit Hingabe, denn er kann auch für den werdenden Papa eine ebenbürtige Ansprechperson sein. Die Wehen stoßen Mona heftig zu, und Majaliva Vyankanondera muss sie, ihren Damm leicht massierend, zum regelmäßigen Atmen anhalten. Jetzt bricht in Tim die ganze Angst der letzten Monate aus, eine Angst, so erbarmungslos und nackt, wie er sie noch nie erlebt hat. Gilt sie Mona, dem Kind oder ihm? Übelkeit macht ihm zu schaffen, und eine Schwester muss sich seiner annehmen. Mona ächzt. Jesus Maria, das Kind kommt, das Kind ist da, ein Knabe, blutgebadet. Majaliva gibt ihm einen unmissverständlichen Klaps und strahlt. Selbst Mona meint den ersten Schrei zu vernehmen. Nun wir alle kennen die Melodie.

An den Ton musst du dich erst gewöhnen!

Live

Was hat mir bloß geträumt?...

So wach ist Frank seit langem nicht mehr gewesen. Ein Engel oder ein Dämon muss geschrien haben, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Kein Wunder bei diesem freimütigen Lichtriss. Von der Zypressenwand heben sich die leuchtenden Farbstreifen des Liegestuhles eindrucklich ab. Daneben auf einem runden Klapp Tisch Papier, ein Ordner, ein blauer Kugelschreiber, ein leeres Glas.

Keine langwierigen Spuren der Erinnerung, anhänglich, belastend oder wiederkehrend in irgendeiner Form. Wie weggeblasen die Stürme der Bilder, lauter Gerede, Einbildung. Der Wind will nichts als ins Blaue hinaus. Die Siesta, wie gehabt, aber aus purer Lust. Keine Müdigkeiten, keine Anzeichen von Erschöpfung, alles kommt endlich anders.

Frank isst seit einigen Tagen im Dorf und liest beim Aperitif die Zeitung. Nachdem er es aufgegeben hat, in der lokalen Presse die Nachrufe auszuschneiden, um sie seiner geliebten *Maman* vorzulesen, hat sich seine zurück gewonnene Aufmerksamkeit auf Annoncen gerichtet. Vorab jene, kleingedruckt, wo unter weiblichen Vornamen fantastische Versprechungen von entsprechenden Telefonnummern eingelöst werden. Dann aber auch Angebote: „Bar à vendre“. Wen wundert's, alles bekannt.

Beim Mittagessen im Restaurant hat er schnell einmal herausgefunden, dass es sich bei der Bar, die zum Verkauf ausgeschrieben ist, um die Bar „Aux Oliviers“ in seinem Dorf handelt. Damit hat er wahrlich nicht gerechnet. Das hat er sich in seinen kühnsten Träumen nicht so vorgestellt. Wer hat die Hände noch im Spiel? Macht die Vorsehung geheime Pläne? Hat die Ahnungslosigkeit heimliche Absichten? Darauf kommt es aber nun nicht mehr an. Von einer Idee nämlich keine Rede. Die Wirklichkeit hat ihn schlicht und einfach wieder, Frank, mit dem Leben unmittelbar gleichbedeutend, Frank hinter einem bedeutenden Eigenschaftswort. Sich selbst hatte er auf seiner Liste immer vergessen. Das fällt ihm erst jetzt ein im Nachhinein.

Ganz der Alte, würden seine Freunde vom Tipptopp meinen. Igor ließe sich zu einem zustimmenden Nicken herab, „Mann!“ Anna würde ohne Zurückhaltung sagen: „Gut gemacht, Frank!“ Und Anatol, hilfsbereit würde fragen: „Wann beginnen wir mit dem Umbau?“ In der Bar „Aux Oliviers“? Roman würde sich einen neuen Namen ausdenken.

Frank setzt sich an den kleinen runden Tisch und schreibt unter „Zusätzliches Material“: „Neuer Tonarm und eine Diamantnadel“. Das Blatt verschwindet im Ordner, der nun mit „**Le Bar du poète**“ überschrieben ist.

Es war als hätte der Himmel die Erde still geküsst...

260'000 Zeichen
Colombier, Berlin, Hiddensee, Biel, Beirut 2003-2014

